

Heinrich Jacoby
Elsa Gindler
Stiftung



Nr. 18 | April 2021

RUNDBRIEF



„Es gibt ja doch für alles nur eine wirksame Medizin und das ist Stille. Stille, die man auch mitten im Lärm und in der Unruhe finden kann und wie sie immer kommen kann, wenn man sich ganz in Kontakt mit einer Aufgabe kommen lässt. ...“

Heinrich Jacoby 06.05.1940

Editorial	S. 04	Marianne Haag, Carola Portenlänger, Birgit Rohloff, Katharina Doe-Voigt, Rudolf Weber
Heute	S. 06	Schulmisere Rudolf Weber
Heute	S. 12	Welch ein „Bild vom Menschen“ wirkt in uns? Marianne Haag
Heute	S. 17	Stiller werden ist ein Weg Katharina Doe-Voigt
Archiv	S. 18	Von innen bewegt sein Zur Korrespondenz von Elsa Gindler Birgit Rohloff
Heute	S. 23	Es gibt mich Silke Marek
Archiv	S. 24	„...so wird aus dem Schweren vielleicht auch noch mehr Reife kommen...“ Carola Portenlänger
Heute	S. 29	„Das klingt nach Hoffnung“ Freier werden – zum Klingen kommen Rudolf Weber im Gespräch mit Alexandra Müller
Stiftung	S. 33	Nachrichten
Bücher	S. 34	Publikationen der Stiftung
	S. 35	Impressum

In Heft 17 des RUNDBRIEFES haben wir den Beginn der Zusammenarbeit von Elsa Gindler und Heinrich Jacoby ab 1924 thematisiert. In diesem Heft setzen wir das Fragen fort, indem wir von unserer heutigen Arbeit im Rahmen der von Sophie Ludwig gegründeten Stiftung berichten. Es handelt sich dabei ebenso um Betrachten von Aspekten der gesellschaftlichen Wirklichkeit wie um den Versuch, Wesentliches der Arbeitsweise Elsa Gindlers und Heinrich Jacobys in seiner Aktualität zu beschreiben. Außerdem geht es um Vermittlung ihrer Fragen- und Aufgabenstellungen und um weiteres Erforschen von Quellen aus dem Archiv. Korrespondenzen Elsa Gindlers wurden untersucht nach dem Widerschein der Entwicklung ihres Arbeitens. Briefe Heinrich Jacobys an Sophie Ludwig aus dem Exil zeigen sein unermüdliches Fragen und Forschen und seine Offenheit, sich von der Umwelt berühren zu lassen.

Im Weiteren informieren wir Sie über Aktuelles aus der Stiftung.

Die Rundbrief-Redaktion stellt sich diesmal mit einem Foto vor.

Mögen Sie die Artikel gerne lesen!

Im November 2021 findet erstmals ein WerkstattTag zum aktuellen Rundbrief statt und wir freuen uns, wenn die Lektüre Sie so anregt, dass Sie sich mit uns darüber austauschen mögen. Für eine Spende, die Sie uns zukommen lassen, danken wir Ihnen.



*Birgit Rohloff,
Rudolf Weber,
Carola Portenlänger,
Katharina Doe-Voigt,
Marianne Haag*

Anlässlich der Diskussionen um die Pisa-Studie wurde ich im Jahr 2000 zu einem Pädagogischen Seminar an der Universität Oldenburg eingeladen. Dort trug ich die These von Heinrich Jacoby vor, dass mit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht das heutige Elend der Schule begann. Schon zuvor hat Heinrich Jacobys Nachweis, dass es sich bei der Behauptung einer Begabung um eine gesellschaftliche und unbegründete Ausrede handelt, meine Gesprächspartner irritiert und heftige Reaktionen ausgelöst.

Schulmisere

von Rudolf Weber

Auf einem der Kursnachmittage „Musikgruppe 1954/55“, die auf den „Musikkurs 1953/54“¹ folgten, äußerte sich Heinrich Jacoby im Zusammenhang eines Gespräches über Lernen und Erziehung, dass mit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht die heutige Schulmisere begonnen habe. Diese Bemerkung rief heftigen Widerspruch bei den meisten Teilnehmerinnen und Teilnehmern hervor. Sie gaben zu bedenken, mit der allgemeinen Schulpflicht und der damit verbundenen Eröffnung von Bildungschancen sei ein grundlegendes Recht der Demokratie gewonnen. Verfolgt man jedoch die historische Entwicklung der Institution Schule, sind Zweifel an demokratischen Intentionen berechtigt.

Neben dem Hauslehrer bei wohlhabenden Adligen und Bürgern gab es bereits im Mittelalter schulische Angebote in „Lateinschulen“, die auf der Tradition der „Septem Artes liberales“,² der „sieben freien Künste“ gründeten und von Schülern aufgesucht wurden, die Theologen, Juristen und Mediziner werden sollten. Für Ritter, Handwerker, Kaufleute fanden in jeweils unterschiedlicher Bestimmung grundlegende Ausbildungen statt. Der Landbevölkerung dienten lediglich vereinzelte Initiativen der Kirchen oder Landesherren, um die Teilnahme am Gottesdienst oder Mitwirkung am Produktionsprozess zu intensivieren.³ Das „Schule-Halten“ fand zumeist in Räumen von Lehrpersonen statt. Kinder und

Jugendliche, sogar Erwachsene, kamen zusammen, um mittels Vortrags und Memorieren des Vorgetragenen elementare Kulturtechniken und grundlegendes Wissen beigebracht zu bekommen.

Im Zuge der „Aufklärung“ im 17./18. Jahrhundert wurde regelrechter „Unterricht“ entwickelt und erteilt. Dieser „Unterricht“ stellte eine Kommunikationsform dar, „die Disziplin sucht und Disziplin produziert.“⁴ Obwohl im Empirismus und Rationalismus grundlegende Tugenden der Aufklärung, nämlich Denken, Zweifeln, Hinterfragen angesagt waren, tendierten die Methoden des Unterrichtens dazu, in altersgleichen Klassenverbänden Schüler zu reglementieren und entsprechend zu beurteilen.⁵ Zwar genügte es nicht mehr, bloßes Auswendig-Lernen zu fordern. Die Lernenden waren gefordert, ihre Denkkraft in den Lernprozess einzubeziehen. Aber eine von der Norm abweichende, kritische Eigenständigkeit wurde unterbunden. Die Wirksamkeit einer den Lehrstoffen immanenten Selbstdisziplinierung, – von der Gesellschaft, auch den Eltern erwartet –, erfüllte sich zumeist. Äußere Disziplin wurde zudem durch Strafen, körperliche Züchtigungen und andere Mittel der Diskriminierung aufrechterhalten.

Zensuren sind ein heute geltendes Verfahren, Lernende zu kontrollieren und durch Leistungszwang zu maßregeln. Die Urteile werden zumeist in Ziffern gegeben. Dass Ziffern un-

¹ Heinrich Jacoby (2003): Musik: Gespräche–Versuche 1953-1954. Dokumente eines Musikkurses. Sophie Ludwig, Rudolf Weber, Hamburg

² Der Begriff „Liberales“ wurde missverstanden und mit „Liber“, also Buch, gleichgesetzt. Daraus resultierte, dass der zu vermittelnde Stoff im Text fixiert wurde und auswendig zu lernen war.

³ Herwig Blankertz: Die Geschichte der Pädagogik. Von der Aufklärung bis zur Gegenwart, Wetzlar 1982, S. 19-20

⁴ Gerhard Petrat (1979): Schulunterricht. Seine Sozialgeschichte in Deutschland 1750-1850, München, S.123

⁵ Immanuel Kant: Was ist Aufklärung“ (1784), in: I. Kant: Werke, hrsg. von E. Casirer, Berlin 1921-1923, Bd. IV, S. 164 – „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. ... Habe Mut Dich Deines Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung. Faulheit und Feigheit sind Ursachen, warum ein so großer Teil der Menschen, nachdem sie die Natur von fremder Leitung freigesprochen, dennoch gerne zeitlebens unmündig bleiben, und warum es anderen so leicht wird, sich zu deren Vormündern aufzuwerfen. Es ist so bequem, unmündig zu sein ...“

geeignet sind, um Leistungen zu beurteilen, ist zwar bekannt, dennoch werden sie weiterhin bis in wenigen Ausnahmen, verwendet. Sie sind praktikabel, wenn es gilt, Rangordnungen herzustellen und kurz und bündig eine Vielzahl von Faktoren im Erscheinungsbild von Lernenden vermeintlich auf den Punkt zu bringen.

Wenn sich bei der Vermittlung eines Lernstoffes Fehlerkontrollen feststellen lassen, etwa bei einem Diktat einer Sprache oder beim Rechnen von Aufgaben, dann lassen sich anhand der Anzahl der Fehler zusammenfassende Urteile durch Ziffern erteilen. Das ist eine Handlungsweise, die auf andere Lernbereiche ausgedehnt wird. Selbst auf künstlerische Bereiche schulischen Lernens werden sie übertragen. Es gilt nur, eine entsprechende Art beim Überprüfen zu erdenken, bei der ein Richtig oder Falsch maßgeblich werden kann: Im Musikunterricht lassen sich beispielsweise Tonarten abfragen und aufschreiben oder das Wissen über Komponisten und ihre Werke. Künstlerische Praxis wird dann mit gelungen oder nicht gelungen bewertet, wobei eine mehr oder weniger ausgeprägte Begabung behauptet wird. Und Begabungen werden auch in anderen Unterrichtsfächern unterstellt, selbst in der Mathematik oder in naturkundlichen Fächern.

*

Heinrich Jacoby hat seit Beginn seiner Berufstätigkeit „Begabungsmentalität“ im Verhalten seiner Umwelt erfahren. Sie wurde ein wesentlicher Beweggrund seiner Forschung. Diese richtete sich zunehmend auf das Ergründen der biologischen Struktur vom Menschen, die erforderlich ist, um auf Anforderungen der Umwelt hinlänglich reagieren zu können.

So stellte er anlässlich eines Seminars von Dr. med. Heinrich Meng an der Universität Basel durch Befragung vor Beginn seines Referats fest,⁶ „dass für Sie [die Teilnehmenden] die Begabungsproblematik im herkömmlichen Sinne recht akut ist und dass Sie auch den negativen Wirkungen dieser Begabungsmentalität trotz Ihrer fortschrittlichen psychologischen Orientiertheit für die eigene Person recht ausgiebig zum Opfer fallen!“ Und er konstatiert: Die meisten Erscheinungen und

Verhaltensweisen, derentwegen wir jemanden für „unbegabt“ halten oder jemand sich selber für „unbegabt“ hält, seien durchaus das Produkt der Erziehung und des Unterrichts.

Unter der „biologischen Struktur“ versteht er die Ausstattung des Menschen, die bei der Zeugung und dem anschließenden Prozess der Zellteilungen zustande kommt.

Mit der Zeugung eines Menschen entsteht ein biologischer Organismus, der sich zunächst weiter differenziert, aber von Anfang an mit Vermögen, etwa Reproduktionsvermögen und Erinnerungsvermögen,⁷ einer Funktion der organisierten Materie, ausgestattet ist. Diese biologische Ausstattung oder Ausrüstung hat im Laufe der Evolution, also im Laufe von einigen hunderttausenden von Jahren für den Menschen charakteristische Fähigkeiten bereitgestellt, die durch zweckmäßige Aufgaben und Herausforderungen evoziert, das heißt hervorgerufen, also entwickelt werden können.

Diese biologische Ausstattung ist allen Menschen gegeben. Der sich entwickelnde Organismus des Fötus lässt etwa ab der 3. Schwangerschaftswoche den Herzschlag erkennen und ab der 5. Woche die Bildung von Synapsen im Gehirn. Die Reize, die auf den Organismus treffen werden durch Erfahrungen behalten und können erinnert werden. Es bilden sich Fähigkeiten aus wie der Tastsinn und mit ihm Fühlen und Motorik. Ähnlich wie beim Tasten wirken auch beim Hören mechanische Reize, die zu elektrischen Signalen gewandelt werden. Der Embryo beginnt zu atmen, zu gähnen. Einige Wochen später, etwa in der 28. Woche reagiert er auf Gerüche und zu schmeckende Reize. Ein paar Wochen später ist die grundlegende Organentwicklung abgeschlossen. Der Fötus ist nun ausgerüstet, um nach seiner Geburt lebensfähig zu sein.⁸ Doch er bedarf weiterer Pflege und Fürsorge.

Allerdings gibt es Mängel, beispielsweise, wenn Menschen ohne Gliedmaßen oder mit Einschränkungen ihrer Wahrnehmungsmöglichkeiten geboren werden. Außerdem gibt es zivilisatorische Behinderungen, die durch unzureichendes Verhalten der Umwelt (etwa der Eltern, anderer Menschen oder der Lebensumstände) bereits vor der Geburt wirksam werden können. Dass bei diesen Behinderungen im späteren Leben

⁶ Heinrich Jacoby ist von Dr. med. Heinrich Meng gebeten worden, im Seminar für Psycho-Hygiene der Universität Basel über seine Erfahrungen beim „Aufnehmen und Wiedergeben optisch wahrnehmbarer Gestalten“ zu referieren. Er bindet die Teilnehmenden als praktisch Agierende in das Referat ein. 21. Mai 1944, maschinenschriftlich im Archiv der Heinrich Jacoby–Elsa Gindler–Stiftung

⁷ Martin Korte, Gaby Miketta (2017): *Wir sind Gedächtnis. Wie unsere Erinnerungen bestimmen, wer wir sind*, München

⁸ Heinrich Jacoby (2017): *Erziehen – Unterrichten – Erarbeiten*: a. a.O., S. 106


selten auf die grundlegenden organischen Möglichkeiten und die damit gegebenen Fähigkeiten Rücksicht genommen wird, zeigen nachdrücklich die ahnungslosen und oftmals deformierenden Erziehungsversuche von Erwachsenen.

Menschen sind – anders als etwa Küken – Nesthocker. Während Küken als Nestflüchter sofort nach dem Verlassen der sie umgebenden Eierschale Futter suchen, finden und sich zu ernähren wissen,⁹ bedarf der neugeborene Mensch längere Zeit der Pflege. Für alle Entwicklungen ist es entscheidend, Erfahrungsgelegenheiten zu finden und zu schaffen, damit das Baby und Kleinkind seine latenten Fähigkeiten erkunden und anwenden kann: etwa um seine Fortbewegung bis zum aufrechten Gang selber zu finden, und dabei weitere Funktionen seiner biologischen Ausrüstung zweckmäßig zu gebrauchen. Das krabbelnde Kleinkind macht Raumerfahrungen, der Prozess sich aufzurichten prägt Gleichgewichtssinn und den Gewinn einer Übersicht. Mit dem Hinfallen und wieder Aufstehen wachsen Reaktionsfähigkeit und Einschätzen von Widrigkeiten usw. Diese Körpererfahrung selbst zu erleben, ist von existentieller Bedeutung. Sie stärken das Selbstvertrauen und damit die Bereitschaft, weitere Herausforderungen zu bewältigen.

Jede Manipulation durch andere Menschen – also jenes Anwenden von Erziehungstechniken, von mechanisch wirksamen, angeblich schneller wirkenden Anleitungen, um vermeintliche Schwierigkeiten zu überbrücken – stören und unterbrechen den möglichen Prozess eines Selbständig-Werdens.

Es gehört aber auch zur Erfordernis der Pflege des Noch-Nicht-Selbständigen, also des „Nesthockers“, und zum zweckmäßigen Verhalten ihm gegenüber, ihn vor unvorhersehbaren Gefahren zu schützen.

Betreuende Personen müssen bereit sein, selber Lernende bei den Lernenden zu sein, also reaktionsbereit (improvisierend) und teilnehmend die Versuche der Babys, Kleinkinder und Heranwachsenden zu begleiten. Ebenso müssen sie durch ihr eigenes Verhalten schützende Gewohnheiten schaffen, damit die Heranwachsenden Verlässlichkeit und Vertrauen gegenüber anderen erfahren und mit ihnen mitfühlen können. Wenn ein nicht selbständig gewordenes Kind auf ein Schul-



system mit überforderten Erwachsenen trifft, das ihm auch weiterhin keine realen Möglichkeiten zur Entfaltung bietet, mag es sich gesellschaftskonform verhalten. Doch diese Festlegung wird ihm nicht die Möglichkeiten eröffnen, die ihm als biologische Ausrüstung gegeben sind. Das bedeutet eine Verarmung, die psychische Defekte auslöst, mehr noch Defizite bewirkt, die sein Fühlen und Denken betreffen.

*

1919 schrieb die Verfassung der Weimarer Republik die allgemeine Schulpflicht für ganz Deutschland vor. Damit galt ein staatliches Bildungsmonopol.

Zuvor waren Schulpflicht-Gesetze eher Absichtserklärungen verschiedener deutschsprachiger Kleinstaaten, die sich vorwiegend aus finanziellen Gründen nicht realisieren ließen. Nach dem Desaster des verlorenen 1. Weltkrieges galt in der Weimarer Republik lediglich ein relatives Bildungsmonopol des Staates. Landerziehungsheime, Waldorfschulen (seit 1919), Montessori-Schulen (seit 1923) und konfessionell gebundene Schulen bestanden weiter, mussten allerdings die staatliche Aufsicht über ihre Bildungsintentionen anerkennen.

Das aus der Vorkriegszeit bestehende dreigliedrige Schulsystem blieb erhalten. Lediglich die Waldorfschulen boten ein gleichrangiges Unterrichtsangebot im Sinne einer Einheits- oder Gesamtschule an. Da für den Besuch der höheren Schulen, zumeist der Gymnasien, Schulgeld verlangt war, fand eine sozial bestimmte Selektion statt.

1938 verboten die Nationalsozialisten mit dem Reichsschulgesetz alle privaten Schulen. Der Staat übte nun ein absolutes Bildungsmonopol aus und richtete der Parteidoktrin verpflichtete Heimschulen ein, in denen die Eliten der Nation für die Zeit nach dem „Endsieg“ erzogen und ausgebildet werden sollten.

1945, nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialistischen Regimes wurde in der Deutschen Demokratischen

⁹ Ewald Hering (1921, Vortrag 1870): Über das Gedächtnis als eine allgemeine Funktion der organisierten Materie, Vortrag vor der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, Leipzig, S.17



Republik das Verbot aller Privatschulen beibehalten. Auch dieser Staat übte ein absolutes Bildungsmonopol aus und stellte alle besonderen Ausbildungsstätten unter die Willkür der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, also der staatstragenden Partei.

In der Bundesrepublik Deutschland wurden zeitgleich nach 1945 und ähnlich wie zuvor in der Weimarer Republik Schulen in privater Trägerschaft zugelassen und der Schulaufsicht des Staates unterstellt.

Heinrich Jacobys Feststellung einer „Schulmisere“, deren Ursache die aufgezwungene allgemeine Schulpflicht ist, resultiert aus seinen eigenen Erfahrungen, wahrscheinlich bereits als Schüler, sicher aber als Dozent und Organisator an den Schulen in Hellerau sowie als Musiklehrer an der Odenwald-Schule. In vielen Unterrichts-Situationen hatte er miterlebt, welche Möglichkeiten für Kinder, Jugendliche und Erwachsene sich eröffnen, wenn ihnen Erfahrungsgelegenheiten eröffnet werden, auf die sie sich persönlich einlassen können, die ihre Interessen wecken und Beweggründe ihres Handelns werden, um geistige, körperliche, soziale und mitfühlende Fähigkeiten zu erwerben.

Während seiner Kursreihe zum Thema „Erziehen, Unterrichten, Erarbeiten“ sagte er: „Schlecht dran ist ein Kind, das nichts behalten kann, was ihm nicht mit irgendeinem fassbaren Sinn verbunden dargeboten wird. Diese Fähigkeit zur Unfähigkeit erscheint mir in der Rückschau die erfreulichste ‚Gabe‘, die ich bei mir vorfinden konnte, obwohl sie mir das Leben in der Schule herzlich schwer gemacht hat.“¹⁰ Und an einem der nächsten Kurstage sprachen sie über die Schulsituation in Zürich: „Was nützt da alles Mühen um ‚Unterrichts-Feinheiten‘, um methodische Verbesserungen und Reformen, wenn der persönliche Kontakt durch derartig große Klassen unmöglich gemacht wird. Und das in der Stadt Pestalozzis, der von der ‚Wohnstubenschule‘ gesprochen hat... Solche Massenabfertigungen sind eine

Zumutung für den Lehrer und eine Zumutung für die Kinder, und sie sind eine Zumutung für die Zukunft einer ganzen Generation ... Man kann es dem Lehrer nicht übelnehmen, wenn er ungeduldig und gereizt wird und versucht, sich so viel wie möglich allen zusätzlichen Forderungen, sich um das Privatleben seiner Schüler zu kümmern etc., zu entziehen. Er muß zufrieden sein, wenn es ihm gelingt, in der vorgeschriebenen Zeit die lehrplanmäßigen Ziele zu erreichen! Der Lehrer arbeitet doch meistens auch wieder nur unter diesem Druck ...“¹¹

In Deutschland ist heutzutage die Privatsphäre der Schülerinnen und Schüler und ihrer Eltern (etwa seit 1977) gesetzlich geschützt. Lehrende erfahren danach nichts über die Lebensumstände der ihnen anvertrauten Lernenden, es sei denn durch den direkten Kontakt mit den Familien.

Mit dem relativen Schulmonopol, welches in Deutschland das Gesetz festschreibt, ist der Staat in vieler Hinsicht offensichtlich überfordert.

Schon Schulgebäude instand zu halten, überfordert die Kommunen in der Föderation der Bundesrepublik. Vor allem in größeren Städten sind Vernachlässigungen der Planungen und daraus resultierende Mängel sehr oft anzutreffen. Es werden zwar Ausstattungen ansatzweise beschafft, zum Beispiel das „interdisziplinäre Display“¹² anstelle der Schultafel, die mit Kreide beschrieben wird, aber es regnet durch die Flachdächer und die Toiletten befinden sich in einem schlimmen Zustand. Die Gesundheitsämter mahnen vergeblich.

Da der Beruf „Lehrerin“ oder „Lehrer“ zu Recht als anstrengend gilt und in den Medien über das Elend an Schulen berichtet wird, entsteht zunehmend ein „Lehrermangel“. Für die Grundschulen prognostiziert die Bertelsmann-Stiftung, dass 2025 etwa 35.000 Lehrerinnen und Lehrer an Grundschulen fehlen werden; für die Gesamtschulen prognostizieren sie einen ähnlich hohen Fehlbedarf.¹³ Das liegt oftmals daran, dass weite Zeitabstände in der Berechnung von Bedarfen bestehen, die durch Zunahme von Geburten und Zuzug von Ausländern überholt werden.

Der Personalmangel lässt sich in den nächsten Jahren nicht ausgleichen, auch wenn mehr Studienplätze angeboten werden. Das Studium für das Lehramt an Grundschulen dauert

¹⁰ Heinrich Jacoby (2017): Erziehen—Unterrichten—Erarbeiten: Aus Kursen in Zürich 1954/55. bearbeitet und herausgegeben von Sophie Ludwig, durchgesehene Ausgabe, Heinrich Jacoby—Elsa Gindler—Stiftung, S. 33-34

¹¹ Heinrich Jacoby (2017): Erziehen—Unterrichten—Erarbeiten: a. a.O., S. 104-105

¹² Mit einem „Interaktives Display“ ist eine berührungssensitive Oberfläche ge-

meint, auf der die Lernenden und der Lehrende Unterrichtsinhalte, Anmerkungen und Fragen usw. direkt vom Smartphone, Laptop oder Tablet im digitalen Unterricht austauschen können.

¹³ Klaus Klemm, Dirk Zorn (2018): Lehrermangel an Grundschulen. Jetzt sind kurzfristig wirksame Maßnahmen erforderlich, hrsg. v. Bertelsmann-Stiftung

zur Zeit je nach Bundesland zwischen vier und fünf Jahre, für andere Lehrämter entsprechend länger.

Das Studium bzw. die Ausbildung von Lehrenden für den Schulunterricht orientiert sich ungeachtet der Unterschiede angestrebter Schularten (Gymnasium, andere) weitgehend an Lerntheorien, die darauf ausgerichtet sind, Lernstoffe beizubringen. Die vorgegebenen Lehrpläne verpflichten zu Verfahren und gründen sich auf Theorien, die Innovation, Kreativität und den Wunsch nach Selbstverwirklichung außer Acht lassen. Mit ihnen wird der verspottete „Nürnberger Trichter“¹⁴ fortgeschrieben. Und die vorgeschriebenen Überprüfungen der Leistungen, die Verfahren, Ergebnisse durch Ziffern zu benoten, und deren fatale Auswirkungen auf Schulbiographien und berufliche Perspektiven, disziplinieren Lehrende und Lernende zu einer verallgemeinernden Perspektive, zum Ranking und Sortieren. Individuelle Entfaltungen der Lernenden werden verhindert, der militärische Drill des 19. Jahrhunderts wird ungebrochen fortgesetzt.

Mit der internationalen „Pisastudie“, die von der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) ab 2000 begonnen wurde und weiterhin gilt, werden Standards entwickelt, die Wirtschaftsinteressen bei der Schulung von Kindern und Jugendlichen verfolgen. Mögliche Offenheit, die den Gegebenheiten in Einzelfällen entsprechen könnten, werden unterbunden. Schulbücher, deren Stoffauswahl und -darstellung die Lehrenden folgen sollen, schreiben diese Einschränkungen fest.

Die Organisation des Unterrichts steht unter zeitlichen Vorgaben, die keinesfalls die Leistungsschwankungen betroffener Kinder und Jugendlicher berücksichtigen. Ein starrer Stundentakt von 3/4 Stunden beziehungsweise deren Verdopplungen, dazwischen kurze oder etwas längere Pausen muss einem Katalog von Lehrstoffen, die in Unterrichtsfächer gegliedert sind, angepasst werden. Die Anzahl der Unterrichtsstunden für ein Fach ist je nach Bedeutung des Faches festgelegt. Die Schülerinnen und Schüler werden ihrem Lebensalter entsprechend zu Klassenverbänden zusammengefasst. Wenn sie den zu erbringenden Anforderungen nicht entsprechen, müssen sie zur Strafe die Klassenstufe wiederholen. Das bedeutet, dass sie die Gruppe

ihrer bisherigen Klassenangehörigen, Freundinnen und Freunde verlassen müssen; sie werden strafversetzt. Ihre Benotung durch Ziffern und entsprechende verbale Kommentare degradieren sie zu Nummern im Ranking-System, das allenthalben in der Gesellschaft zur Bewertung von Erfolgen und Misserfolgen verwandt wird. Bei diesem Verfahren muss es immer Erste und Letzte geben. In der Schule dient das Verfahren auch der Disziplinierung der Schüler, die außerdem durch Tadel und Eintrag im Klassenbuch verstärkt werden kann. Die Bestrafung von Schülerinnen und Schülern lässt sich überdies durch einen Katalog von Maßnahmen erweitern und kann letztlich zum Verweis von der Schule führen.

Allerdings: Die Prügelstrafe wurde in der Bundesrepublik Deutschland 1973 verboten, in Bayern erst 1980.

„Erfolgreiche“ Abschlüsse in der Schule werden in Zeugnissen dokumentiert. Sie sind Bescheinigungen, die je nach der Qualität der Zensuren und besuchten Schulart berufliche Perspektiven ermöglichen. Diese Zertifikate weisen sowohl Verwendbarkeit als auch Verwertbarkeit der Person aus, ähnlich dem Testverfahren eines Waren-Objekts. Der schwerwiegendste Nachteil dieser Schulzeugnisse liegt in ihrer Darstellung durch Ziffern-Benotung. Institutionen zur beruflichen Weiterbildung, ob bei der handwerklichen Ausbildung oder in den Universitäten, beklagen oftmals die mangelnden, jedoch durch Zeugnisse bekundeten Vorkenntnisse.

Mit Beginn der Schulzeit werden Schülerinnen und Schüler in den elementaren Kulturtechniken Lesen, Schreiben, Rechnen und digitale Kompetenzen unterrichtet. Diese Fertigkeiten werden zumeist in den alltäglichen Gebrauch einbezogen und geübt. Allerdings ist die Freude an ihrer Nutzung unterschiedlich und somit eröffnen sie auch unterschiedliche Zugänge zu kultureller Handhabung. Das Vermitteln anderer Unterrichtsinhalte muss aufgrund der begrenzenden Umstände flüchtiger geraten, so dass die meisten Stoffe nach einiger Zeit wieder vergessen sind.

Zum Glück für Schülerinnen und Schüler wird auch hin und wieder ihr Interesse geweckt, was verhältnismäßig selten durch Anregungen in der Schule geschieht. Sie beginnen

¹⁴ Georg Philipp Harsdörfer (1647): Poetischer Trichter. Die Deutsche Dicht- und Reimkunst, ohne Behuf der lateinischen Sprache, in VI Stunden einzugießen, Nürnberg. Allerdings ist bei Sebastian Franck – (1541): Sprichwörter, Frankfurt am Main – be-

reits die Formulierung „etwas eingetrichtert bekommen“ im Sinne von „beibringen, sich ohne Aufwand und Anstrengung aneignen“ zu finden, was die spätere spöttische Bedeutung von „Nürnberger Trichter“ erklärt.

dann zumeist außerhalb des Schulunterrichts sich intensiver mit solchen Interessengebieten und den mit ihnen aufgerufenen Herausforderungen zu beschäftigen. Dabei dominieren Bereiche wie Sport, künstlerische Darstellung, Musik usw. Naturwissenschaftliche Fragestellungen finden seltener Interessierte.

Mit Beendigung der Schulzeit zeigt sich, dass die mühsamen Verfahren, die unterrichtlichen Stoffe zu vermitteln, wenig effektiv waren. Kreative Denkprozesse waren ohnehin nicht beabsichtigt.

Der Neurologe und Biologe Martin Korte stellt aufgrund seiner Forschungen fest: „Kreative Denkprozesse sind genetisch nicht determiniert, und schon gar nicht fallen sie einfach vom Himmel! ... In den Curricula der Fächer ist deutlich verankert, dass in unseren Schulen momentan vom ersten Schultag an vor allem konvergente Denkprozesse trainiert werden: klare Aufgabenstellungen mit eindeutigen Lösungen, die man fehlerfrei auf ein fest definiertes Ziel hin beantworten kann. So trainiert man allerdings keine schöpferisch kreativen Fähigkeiten. Selbst ein origineller Geist wird dadurch mit der Zeit träge, und es fällt ihm immer schwerer, Denkblockaden zu überwinden.“

Kinder sind von Natur aus neugierig und offen, wenn auch nicht per se kreativ. Aber wie kann man diese so zukunfts-trächtigen kindlichen Fähigkeiten und für kreatives Denken unerlässliche Eigenschaft erhalten? ... Wollen wir kreative Geister ausbilden, müssen wir den Entdeckergeist der Kinder wecken – oder zumindest erhalten. ... Kinder und Jugendliche brauchen aber nicht nur instruiertes wie entdeckendes Lernen im Schulkontext, sie benötigen ebenso dringend Zeit, die sie selbst füllen dürfen. Erst hier, im Spiel, in gemeinsamen Unternehmungen mit anderen, lernen sie, ihre Impulse zu kontrollieren, Entscheidungen zu treffen, Prioritäten zu setzen, divergent zum Denken („was wäre wenn“ durchzuspielen), emotionale Kontrolle und Empathie-Fähigkeit zu erlangen. ... Und es gilt ganz sicher: Wir müssen Lernenden die Chance geben, selbst eine Lösung zu finden!“¹⁵

Dieser Appell des Wissenschaftlers findet in einer Gesellschaft, deren Verhalten durch das Erzielen von finanziellem

Mehrwert, sogar von krimineller Gewinnsucht beherrscht ist, kaum Gehör. Die vor 75 Jahren von Heinrich Jacoby geäußerte Anregung zum Verhalten des Lehrers weist jedoch eine mitmenschliche Möglichkeit auf, den gesellschaftlichen Tendenzen entgegen zu wirken: „Was in der Schule aus uns wird, das hängt vielmehr von dem Menschen ab, der unser Lehrer ist, als vom Lehrplan. Sobald man spürt, daß der Lehrer menschlich an einem interessiert und nicht nur Polizist ist, dessen Beruf es ist, drohend auf der Lauer nach Fehlern zu liegen, die uns passieren mögen, werden unsere Chancen automatisch größer.“¹⁶ Im gleichen Zusammenhang verweist Heinrich Jacoby auf die prägende Bedeutung des Elternhauses, auf die häusliche Umgebung und die Freundschaften, die das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen stabilisierend begleiten können.

Das „menschliche Interesse“ meint die gleichberechtigte Partnerschaft zwischen dem Lehrenden und dem Lernenden.

Es bedarf der andauernden Nachentfaltung des „Erziehers“. „Je mehr wir Erwachsenen abgeneigt werden, für unser Wissen alles als ‚Fertigware‘ im Buchladen zu kaufen, desto empfindlicher werden wir dafür, zu stolpern, sobald wir selbst solche Fertigware anzubieten im Begriffe sind. ... Wir sollen ja, wenn wir einen Menschen erreichen wollen, diesen Menschen – gleichgültig ob ein Kind oder einen Erwachsenen – überhaupt nicht interessieren wollen! Wir sollen nur versuchen, zu spüren, für was er sich bereits interessiert, um dort ansetzen zu können.“¹⁷ Und hinsichtlich disziplinarischer Probleme, etwa „dem Frechsein“, sagt er: „Sie würden bald bemerken, daß es ‚Frechsein an sich‘ überhaupt nicht gibt, daß so etwas stets eine Reaktion ‚auf etwas‘ ist, auf etwas, mit dem wir das Frechsein provoziert haben ... Oft müssen wir den Kindern erst durch unser ganzes Verhalten, durch unsere unbeirrbar Wärme und Herzlichkeit beweisen, daß sie es gar nicht nötig haben, frech zu werden ... Und wenn wir die kleinen Leute [das gilt auch für die großen Leute] wirklich als unsere vollwertigen kleinen [oder großen] Freunde empfinden, dann müsste es sonderbar zugehen, wenn die sonst üblichen Schwierigkeiten nicht wie Schnee an der Sonne verschwinden würden.“¹⁸

¹⁵ Martin Korte, Gaby Miketta (2017): *Wir sind Gedächtnis. Wie unsere Erinnerungen bestimmen, wer wir sind*, München, S. 116 ff.

¹⁶ Heinrich Jacoby (2017): *Erziehen – Unterrichten – Erarbeiten: a. a.O.*, S. 33

¹⁷ Heinrich Jacoby (2017): *Erziehen – Unterrichten – Erarbeiten: a. a.O.*, S. 31

¹⁸ Heinrich Jacoby (2017): *Erziehen – Unterrichten – Erarbeiten: a. a.O.*, S. 106

Heute

Steht eine helle Vase mitten in meinem Zimmer auf dem Boden, erfahre ich sie, wenn ich um sie herumgehe, von jedem Standort aus etwas anders. Um zu erkennen und mir gegenwärtig sein zu lassen, dass die Frage nach dem Standort auch in viel komplexeren Lebenssituationen bedeutsam ist, habe ich Jahre gebraucht. Bewusst erreicht hat sie mich erstmals in der Auseinandersetzung mit hell/dunkel, vor langer Zeit in der Arbeit bei Sophie Ludwig. Es ist entscheidend, sich des eigenen Standorts klar zu sein und ihn während eines Versuchs beizubehalten. Von verschiedenen Standorten eine Sache zu betrachten, führt dazu, sie umfassender kennen zu lernen. In Gesprächen etwa versuche ich, mir auch den Standort meines Gegenübers deutlich werden zu lassen.

Sich des Standorts von Elsa Gindler und Heinrich Jacoby bei ihrem Forschen bewusst zu sein, ist entscheidend, um ihre Erkenntnisse zu verstehen. Sie fragten nach der biologischen Ausstattung des Menschen und was notwendig ist, damit die durch Struktur und Funktionsweise gegebenen Möglichkeiten sich unter den auf der Erde bestehenden Bedingungen entfalten können, bzw. danach, was dies behindert. Dieser Standort führte zu ihren unverwechselbaren Erkenntnissen. Sie fanden den Schlüssel zur Entfaltung des Menschen darin, sich zweckmäßig zu verhalten und zweckmäßig zu fragen.

Wenn Menschen besetzt sind von dem, was sie schmerzt, bedrückt oder sie sich wünschen, sind sie dafür nicht erreichbar, dass sie sich mit Tatsachen auseinandersetzen müssten, die für alle Menschen gelten. Ihre Schwierigkeit scheint ihnen einzigartig zu sein, und sie können nicht erkennen, dass es nur eine Situation, ein „Stoff“ ist, an der, an dem ihnen grundlegende menschliche Funktionen erlebbar werden könnten. Wenn sie dies begreifen würden, könnte es ihnen Möglichkeiten eröffnen zu erkennen, mit welchen Aufgaben sie sich auseinandersetzen müssten, um auch einer Lösung ihrer spezifischen Schwierigkeit näher zu kommen.

Elsa Gindler und Heinrich Jacoby verstanden sich weder als professionelle Therapeuten noch als professionelle Pädagogen. Mit ihren Erkenntnissen haben sie uns eröffnet, entsprechend den Gegebenheiten unserer biologischen Ausstattung Voraussetzungen zu schaffen für selbständige Auseinandersetzung mit den Schwierigkeiten und Aufgaben, vor die das Leben uns in all seinen Bereichen stellt.

Welches ist nun unser Standort? Wollen wir nur etwas Bestimmtes können, oder sind wir interessiert, von Möglichkeiten zu erfahren, uns selbständig auseinanderzusetzen?

Welch ein „Bild vom Menschen“ wirkt in uns?

von Marianne Haag

Heinrich Jacoby nahm auf, was Physiologen vor seiner Zeit erkannt hatten und sagte es so: „Unsere Sinnesausstattung ist ‚antennig‘ organisiert.“ Sehen, Hören, Tasten, ... bedarf nicht eines Tuns, wir müssen nichts machen dafür. Wenn wir anwesend sind mit offenen Augen, sehen wir. Reize treffen uns in jedem Moment, aus dem eigenen Organismus, aus der Umwelt. Jede Lebensregung ist antworten auf Reize.

Verhalten wir uns diesem Wissen entsprechend? Wer hat einmal erfahren, dass er auf dem Weg zur Arbeit plötzlich etwas sah, was schon immer da war, ihn aber bisher nie erreicht hatte? Oder es wurde uns erst nachträglich bewusst, dass wir etwas scheinbar nicht Gehörtes doch gehört haben? Die Schallwellen haben uns getroffen, aber die Mitteilung erreichte uns erst später. In beiden Fällen waren wir besetzt. Wer kennt diesen Zustand nicht: Wir



sind auf einem bestimmten Weg und doch woanders? Wir sind geteilt, nämlich körperlich sichtbar im Raum und doch nicht anwesend. Aber wir sprechen vom Menschen als von einem Individuum, von einem Unteilbaren.

Wem ist schon aufgefallen, dass er sich anstrengt, die Stirne runzelt, um etwas genau zu sehen? Wenn wir anderswo sind als in der Gegenwart, sind wir nicht in Beziehung, sondern isoliert. Wir strengen uns an, obwohl unser Organismus so eingerichtet ist, dass die Funktionen mühelos spielen. Helligkeitsreize treffen uns immer, auch wenn wir nicht gegenwärtig sind, aber was wir sehen, erreicht uns dann nicht. Stirnrunzeln verbessert nicht die Sehschärfe.

Wie vertrauend überlassen sich Säuglinge und kleine Kinder dem Lebensgeschehen, sofern sie nicht gestört werden! Durch Reize, die sie treffen, werden sie allmählich damit bekannt. Der Säugling ist sich selbst neu, wie ihm die Umwelt neu ist. Er erlebt, lauscht, wird bedürftig, teilt sich mit, wird bewegt, interessiert, erlebt in sich, entdeckt sich und seine Umgebung, äußert Bedürfnisse. Was bewältigt der kleine Mensch in seinen ersten Lebensjahren, was erfährt, untersucht, versucht, realisiert er! Ausgestattet ist er wie alle Menschen, um erfahrend in seine Umwelt hinein zu wachsen, vertraut zu werden mit sich, sich grundlegende Möglichkeiten wie Sitzen, Stehen, Gehen, Sprechen, Klettern, Laufen selbst zu erarbeiten.

Das kleine Wesen lebt in Beziehung zu sich und seiner

Umwelt, die ihm mit seinem Wachsen weiter wird. In unerschöpflichem Geschehen von Spüren, Fragen, Antworten, Messen, Vergleichen erfährt es sich in der Welt. Es überlässt sich dem Geschehen, es vertraut. Es erfährt mit seinem ganzen Sein, seinem gesamten Organismus und äußert sich auch mit allem, was es ist. Ist der kleine Mensch etwa anders ausgestattet als die Erwachsenen? Sie befinden sich jeweils in anderen Etappen des Lebens. Kleine Kinder können Erwachsene bezaubern. Aber warum bezaubern ältere Menschen eher selten? Warum wird leben mit zunehmenden Jahren für viele Menschen mühevoll? Verhalten wir uns unserer biologischen Ausstattung entsprechend? Wirkt es sich auf unser Leben aus, wie wir uns verhalten?

Der Organismus Mensch ist Teil der Masse Erde, ein heterogener, beweglicher Teil dieser Masse. Wie jede andere Masse unterliegt er den Bedingungen der Schwerkraft. Er hat ein Stütz- und Bewegungsgerüst. Dieses ermöglicht dem Menschen, sich aufzurichten und sich differenziert zu bewegen. Mit zunehmend wachem Dasein des Säuglings, der sich und seine Umwelt in einer ihm gemäßen Umgebung ungestört entdecken kann, beginnen sich seine Möglichkeiten zu entfalten. Spürend reagiert das kleine Wesen unmittelbar auf das, was es erfährt. Es weiß nichts von seinem Stützgerüst, aber es verhält sich von selbst seiner Natur entsprechend zweckmäßig. So erweitern sich schrittweise seine Möglichkeiten. Aber was, wenn das Kind in weiche Kissen gebettet ist und keine Widerstände

Fotos aufgenommen von Sophie Ludwig

spürt, um sich an ihnen zu spannen? Es wird daran gehindert, sich zu entdecken, sich kennen zu lernen. Wie sollen es seine Knochen stützen, wenn ihm der klare Widerstand einer festen Unterlage fehlt? Auch Erwachsene können das Kind stören in diesem Vertraut werden, etwa indem sie es locken, ablenken oder unterstützen wollen, dabei aber selbst beziehungslos sind. Sie bringen es weg von seiner eigenen unmittelbar spürenden Orientierung. Bald verlangt es dann von sich aus nach der helfenden Hand. Es will in Situationen kommen, die es sich nicht erarbeitet hat. Es ist verführt worden zu etwas, was es von sich aus noch nicht vermag, und verlässt sich auf etwas außerhalb seiner selbst. Es wird ihm zunehmend fremd, sich an seiner Empfindung zu orientieren. Es wird verwirrt. Soll das keine Folgen haben für die weitere Entwicklung des Menschen? Aber wer von den Erwachsenen ist sich darüber klar, dass das Knochengestüt nur aufgerichtet werden kann, wenn der Mensch gespannt wird in Beziehung zum Boden, zu einem Widerstand, und dass ein Kind das nur durch eigenes Probieren entdecken kann? Oder darüber, dass wir uns nur durch das, was wir erfahren, orientieren können? Wie muss es sich auswirken für sein Leben, wenn das Kind an den Händen gehalten wird für seine ersten Schritte? Die Chance, in Beziehung zum Boden sich spürend im Raum zu orientieren, wird ihm genommen.

Erwachsenen, die gestört worden sind in ihrer unmittelbar spürenden Beziehung zu etwas, ist der Zugang dazu nicht verloren, aber verstellt. Als Beispiel: Der kleine Mensch muss nicht lernen (im Sinne von gezeigt bekommen) sich aufzurichten und frei zu stehen, was auch ruhen ist. Er verhält sich unbewusst und von selbst zweckmäßig. Aber er braucht die Zeit und die Bedingungen dafür, um es sich selbst zu erarbeiten. Der Erwachsene jedoch kommt später nur durch bewusste Auseinandersetzung wieder zu zweckmäßigem Verhalten. Am Beispiel Stehen: Er muss sein Stützgerüst und dessen Funktionsmöglichkeiten bewusst erfahren und sich wieder spürend und reaktionsbereit verhalten. Haben wir erlebt, wie still und verbunden mit sich ein kleines Kind ist, das sich Stehen erarbeitet? Nicht die Erwachsenen-Frage „Wie muss ich das machen?“ führt

das Kind dabei. Es spürt das unmittelbar in sich, in seinem Organismus. Die zweckmäßige Frage, um sich neuen Zugang zu erarbeiten lautet: „Wie müssen wir werden?“, „In welchen Zustand müssen wir kommen, was müssen wir erfahren, damit die Möglichkeit Stehen spielen kann?“ Das kleine Kind könnte uns hier Lehrer sein, einer, der durch die Qualität seines Dabeiseins anderen den Raum schafft, stiller zu werden, zu spüren und zu re-agieren, nämlich zu antworten auf Vernommenes.

Wenn wir etwas machen im Sinne von Anstrengen, Zusammenziehen, wo es darum geht, Möglichkeiten sich vollziehen zu lassen, wenn wir uns Leistungen abpressen oder uns resigniert zurückziehen vor Forderungen, sind das Anzeichen dafür, wie wenig wir unseren Organismus wirklich kennen. Offenbar wirken in uns Vorstellungen wie „ich muss es gut machen“, Vorstellungen wie „wir müssten uns bemühen um etwas“, das geschehen könnte, wenn wir in Beziehung wären und bereit, uns auseinanderzusetzen, Vorstellungen wie „wir dürfen nicht so sein, wie wir sind“. Die Fähigkeit unseres Organismus hat uns nicht erreicht, dass wir organisiert sind, um Reize zu empfangen und mit allen Bewegungen des Lebens auf Reize zu antworten. „Wie wenige Menschen wissen noch, dass es einen Zustand des Dabeiseins gibt, des wachen Aufnehmens, der etwas völlig anderes ist als aufpassen, beobachten.“ sagte Elsa Gindler.¹

„Arbeit“ wird oft mit „sich anstrengen“ gleichgesetzt. Es ist dann etwas, das man überwinden, hinter sich bringen will, nicht etwas, für das man bereit werden kann. Aber sich für etwas einzusetzen ist unsere einzige Chance, um uns kennen zu lernen. Doch wir meinen, Arbeiten und Sich Anstrengen wären Synonyme. Wären wir vertraut mit unserem Organismus, würde uns deutlich: Wenn wir uns anstrengen, entfernen / entfremden wir uns. Wenn wir zu etwas in Beziehung kommen, bringt uns das wieder „zu uns“. Es ordnet uns.

Die Erkenntnisse von Elsa Gindler und Heinrich Jacoby weisen Orientierungsmöglichkeiten, um sich als Organis-

¹ Elsa Gindler: Neue Aufgaben der Körpererziehung. ...lauschen, wie eine Bewegung verlaufen will. SR 5, S. 26/27

mus mehr kennen zu lernen. Viele Menschen in unserer Gesellschaft gehen davon aus, dass es selbstverständlich ist, sich selber zu kennen. Stimmt das? Wer hat den verlegten Schlüsselbund erst wieder gefunden, als er aufgehört hatte zu suchen? Wem ist ein Schreck in die Glieder gefahren bei der Aufforderung, sich zu äußern? Wer hat Rückenschmerzen gehabt nach dem Tragen einer Getränkekiste? Nach längerem Sitzen? Diese Erfahrungen erzählen uns etwas. Wenn wir mit unserem Organismus vertraut wären, könnten wir etwas über unser Verhalten erfahren, könnten uns Zusammenhänge deutlich werden. Wir könnten uns selbständiger bewegen.

Was Elsa Gindler und Heinrich Jacoby erkannt haben, ist nicht vermittelbar als Wissen, das man schwarz auf weiß besitzt. Probierend, untersuchend, ermittelnd und prüfend in den verschiedensten Lebenssituationen ist es möglich, zunehmend damit vertraut zu werden. Sie wiesen auf Möglichkeiten hin, die allen Menschen gegeben, ihnen aber oft nicht bekannt sind.

Dazu noch einmal das Beispiel Stehen: Wenn wir einzelne Funktionsmöglichkeiten des Organismus studieren, beispielsweise das Skelett als Stütze oder als Hebelsystem, müssen wir die Einzelheiten immer wieder im Zusammenhang unseres Organismus gegenwärtig werden lassen. Wir sollten uns fragen, was das für unser Verhalten im Alltag bedeutet. Dazu müssen wir uns spüren. Nur spürend können wir ermitteln, ob wir uns den gegebenen Bedingungen entsprechend zweckmäßig verhalten oder nicht.

Für den eigenen Zustand ebenso wie für die Qualität unseres Tuns ist es bedeutsam, wie wir uns verhalten. Wir können uns aber nicht sofort zweckmäßig verhalten, wenn uns das Unzweckmäßige deutlich geworden ist. Das eigentliche Arbeiten beginnt, wenn wir eine Aufgabe begreifen, beispielsweise, die winzige Stützfläche der Schienbeine auf den Sprungbeinen nur nützen zu können, wenn wir uns balancierend verhalten. Wir sollten miterleben, wie sich ein kleines Kind verhält, das sich Stehen erarbeitet. Bekommen wir Hinweise von ihm für unser Verhalten?



Welche Vorstellungen vom Menschen sind in uns wirksam? Stimmen sie überein mit unserer Erfahrung der biologischen Ausstattung und deren Funktionsmöglichkeiten? Wenn der Zugang zu unmittelbar zweckmäßigem Verhalten gestört worden ist, bleibt Erwachsenen die Möglichkeit offen, sich nach zu entfalten, sich durch bewusste Auseinandersetzung Fähigkeiten auf neuer Ebene zu erschließen und zu erarbeiten.²

Was leitet in diesem Prozess?

Es ist alles andere als banal, daran zu erinnern, dass der Boden die Grundlage unserer Existenz auf Erden ist. Die Schwerkraft wirkt in jedem Moment auf unsere Körpermasse, der Boden trägt uns. Wir wissen das, verhalten uns aber sehr oft nicht dem entsprechend. Dagegen suchen wir Halt in uns selbst, ziehen uns zusammen und damit weg vom Boden. Wir isolieren uns. Unser Organismus ist aber so organisiert, dass er sich nur in Beziehung zu den Lebensbedingungen der Erde entfalten kann. „In Beziehung sein“ ist eine biologisch gegebene Funktionsweise des Organismus. Wir brauchen den Boden, um gespannt, offen und reaktionsbereit zu werden. Wir brauchen den Widerstand des Bodens bei jeder Bewegung, auch um eine Last, die wir tragen wollen, auf den Boden zu übertragen. Das ist nicht nur beim Säugling so. Aber anders als das still erkundende kleine Kind, stören Erwachsene oft das Ablaufen ihrer Lebens-Funktionen durch unzweckmäßiges Verhalten. Es ist dann zu unterscheiden zwischen Liegen und Liegen, zwischen Stehen und Stehen. Das meint: Für andere sichtbar kann man auf dem Boden liegen und dabei gehalten und zusammengezogen bleiben, als ob man dem Boden misstraut. Oder man kann sich auf dem Boden niederlassen, kann auf die große Auflagefläche reagieren

² Heinrich Jacoby, *Jenseits von ‚Begabt‘ und ‚Unbegabt‘. Zweckmäßige Fragestellung und zweckmäßiges Verhalten, Schlüssel für die Entfaltung des Menschen.* 6. Auflage, Hamburg 2004, S. 182

und sich vom Boden tragen lassen. Taucht die Erinnerung an einen Säugling (oder eine Katze) auf? Entsprechend kann man stehen, und sich doch nicht stützen lassen durch die Knochen vom Boden, sondern sich halten. Oder man vertraut seinem Standort im Raum und ist stehend durchgespannt und reaktionsbereit.

Es geht also um zwei grundsätzlich verschiedene Verhaltensweisen. Im einen Fall ziehen wir uns zusammen, strengen uns an, werden eng und isolieren uns. Im anderen Fall sind wir in Beziehung zu unserem Organismus und mit allem verbunden, wodurch unsere Funktionen spielen können. Je nachdem kommen wir in einen anderen Zustand und fühlen uns anders, atmen anders, erfahren anderes, äußern uns anders, denken anders. Das wird auch an unseren Leistungen deutlich. Unser Verhalten wirkt sich auf das ganze Leben aus. Stehen ist also anstrengend, wenn wir uns halten, es konstruieren. Wenn die Voraussetzungen dafür aber erfüllt sind und der Mensch anwesend ist, ist Stehen eine Möglichkeit, offen und ruhend in der Welt zu sein. Gestört worden sein heißt: Sich anstrengen für etwas, was unmittelbar geschehen kann. Sich anstrengen, also enger werden, schränkt das Spiel des Organismus insgesamt ein. Wir orientieren uns nicht mehr unmittelbar spürend in unserem Organismus.

Bewusst zu erfahren, wie es sich in der Masse auswirkt, wenn wir uns in Beziehung zur Anziehungskraft bewegen, Zug und Gegenzug bewusst erleben, ist notwendig, um Anstrengung beim Stehen überhaupt zu erkennen. Allein sich vorzustellen, stehen sei ruhendes Dasein, ist vielen Erwachsenen zunächst ganz fremd. Man muss sich verändern lassen dafür, so werden, dass wir uns spürend orientieren. Und sobald man sich an „den Körper“ wendet statt an den Menschen, den Organismus, wird dessen Einheitlichkeit gestört. Wir isolieren uns, verhalten uns so, als ob wir verschiedene Teile wären, die zusammengebaut werden, die wir konstruieren müssten.

Biologisch sind wir so ausgestattet, dass alle Funktionen mühelos ablaufen können, wenn ihr Spiel nicht gestört wird. Stören wir uns, dann verlieren wir uns und verlieren den unmittelbaren Kontakt. Kommen wir in Beziehung zur Situation / Aufgabe, werden wir stiller. „Stiller werden“ ist eine Folge, wenn Anstrengung abklingt. Das geschieht von selbst, wenn wir Beziehung zur Aufgabe zulassen und dem Prozess seinen Raum geben. Stiller werden ist weiter und offener werden, in Beziehung kommen, spürender und reaktionsbereiter werden und lässt uns auch freier stehen.

Wenn wir vertrauter werden mit unserem Organismus, erkennen wir: Wir müssen Voraussetzungen schaffen für das Erreichen von Leistungen, für das Ablaufen bestimmter Funktionsmöglichkeiten. Der Bewegungsprozess (z.B. zum Stehen kommen) läuft dann den vorhandenen Bedingungen entsprechend ab. Wir können nur lauschend miterleben und uns davon überraschen lassen, wie er verläuft und wohin wir kommen. Dieses Erleben lässt uns erkennen: War die Bewegung so, wie wir sie beabsichtigt haben, oder müssen die Voraussetzungen dafür anders werden? Erst nach Ablauf des Geschehens können wir das erkennen. Orientieren wir uns jeweils an dieser Erfahrung, realisieren sich Funktionsmöglichkeiten zunehmend differenziert beim Probieren. Der Mensch wird entfalteter, mehr der Mensch, der er eigentlich ist. Wer in der Auseinandersetzung (beispielsweise) mit Stehen lauschender wird, wird überrascht werden, wie sich solches Verhalten in seinem gesamten Sein auswirken kann. Es wirkt ein anderes, ein den Gegebenheiten der biologischen Ausstattung entsprechenderes Bild vom Menschen in ihm, als wenn er sich bemüht „richtig zu stehen“.

*Vor 21 Jahren entdeckte ich das Buch „Jenseits von ‚Begabt‘ und ‚Unbegabt‘ – Zweckmäßige Fragestellung und zweckmäßiges Verhalten, Schlüssel für die Entfaltung des Menschen“ von Heinrich Jacoby. Welch ein Titel! Das Lesen des Buches, aber vor allem die praktische Auseinandersetzung und das stetige Überprüfen dessen, wovon Heinrich Jacoby schreibt, führten zu tiefgreifenden Veränderungen in meinem Leben. Eine davon ist meine ehrenamtliche Mitarbeit in der Heinrich Jacoby-Elsa Gindler-Stiftung und die Arbeit mit jungen Musiker*innen, aus der meine Leitung des „Ensemble Heinrich Jacoby Elsa Gindler“ gewachsen ist.*

Stiller werden ist ein Weg

von Katharina Doe-Voigt

Was hat es mit dem „Stiller werden“ auf sich? Diese Frage zieht sich durch mein ganzes Arbeiten.

An der Universität, in meiner Arbeit mit Musikstudierenden, war ich mit so viel Stoff, den ich nicht kannte, konfrontiert. Arbeit an Musikstücken von deren Existenz ich bis dahin nichts wusste, mit Instrumenten, die ich nicht spielen kann. Das war oftmals nicht leicht zu nehmen.

Was berechtigt mich, mit Musiker*innen zu arbeiten, obwohl ich selbst keine Musikerin bin, viele der Instrumente zuvor noch nie in Händen hielt? Dennoch, ich spürte immer wieder, wie die Studierenden durch unser Arbeiten in ihrem Spiel zu anderer Qualität kamen, allein dadurch, dass sie stiller wurden und sich aus einem stilleren Zustand anders verhalten konnten, zweckmäßiger. Etwas in Richtung „sich unmittelbar äußern“ wurde ihnen immer wieder möglich.

Es drängte mich das Phänomen „Stille“ weiter zu erkunden und erfahren zu lassen. Ich ging mit der Frage: Wie ist unser Organismus für das Phänomen Stille ausgestattet? auf die Reise.

So bin ich dazu gekommen, heute sagen zu können: Wir sind das Instrument für unser Leben. Nur so wie wir gestimmt sind, wie wir „klingen“, kann unsere Geige, unser Klavier oder unsere Oboe klingen, klingen wir selbst, singend oder sprechend. Wir sind gefordert, gegenwärtiger, also stiller zu werden. Wir sind gefordert, stiller zu werden, um äußern zu können, was wir empfinden, sei es musizierend, sprechend oder uns bewegend.

„Weniges ist so ‚ansteckend‘ wie wirkliche Stille“ sagte

Heinrich Jacoby. Viele Male habe ich das erfahren können und erfahren dürfen. Eine Ensemblemusikerin sagte einmal, sie erlebe „ansteckende Stille“ wie eine Gegenkraft zur „ansteckenden Angst“.

Wir könnten immer, in jedem Moment stiller werden. Die Tücke ist nur: wir können es nicht machen. Wir müssen es probieren, wir können es nicht erzwingen. Es kann nur geschehen, wenn die Voraussetzungen dafür gegeben sind. Welches sind diese, gilt es zu fragen und dann zu versuchen die jeweiligen zu schaffen.

Stiller werden ist ein Weg. Wir können unterwegs sein. Wir beschäftigen uns täglich mit vielen Dingen, aber was beschäftigt uns wirklich? Kann es bei all dem Lärm in und um uns, all dem Erledigen-Müssen zu uns durchdringen? Wird uns überhaupt deutlich, in welchem Zustand wir sind? Und dass sich dieser auf unser Gestimmt-Sein auswirkt? Wirkt ein Mensch, der bei sich ist, der in sich ruht, anders als ein unruhiger, nervöser oder ängstlicher Mensch? Wie sind wir, wenn wir mehr zur Ruhe kommen?

Wir werden unter anderem lauschender, hören zwischen all dem Lärm der Stadt vielleicht ein Vogelgezwitscher, ein Weinen, ein Lachen. Wir werden erreichbarer für das, was sich uns mitteilt von außen und innen. Wir lassen uns berühren und auch bewegen.

Eine Stille ist gemeint, die bewegt und uns für Momente wieder staunen lässt wie Kinder. Eine Stille, in der wir uns niederlassen und uns auf uns spürbar werdende Forderungen einlassen können. Stille, die Menschen verbindet.

*Von der ursprünglich sehr umfangreichen Korrespondenz Elsa Gindlers sind nur noch wenige Briefe vorhanden. Sie zeugen davon, wie belastet sie durch die Zeit der Nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, die Kriegszeit und die Nachkriegszeit gewesen ist. Die Verluste derjenigen, die emigrieren mussten, inhaftiert oder umgebracht worden waren, hat sie nur schwer tragen können. Vielen Verfolgten und gefährdeten Mitmenschen half sie. Doch das Wissen um schreckliche Schicksale anderer und die anhaltende Gefahr eines erneuten Kriegsausbruchs entmutigten sie für lange Zeit, bis sie schließlich wieder Kraft für ein Weiterarbeiten fand. Wie tief bewegt und dankbar ihre Kursteilnehmer*innen durch die Erfahrungen mit ihrer Arbeitsweise gerade in diesen dunklen Zeiten waren, wird in den meisten Schreiben von ihnen deutlich.*

*Im ersten Moment war ich darüber verwundert, was Elsa Gindler 1953 einer Gymnastiklehrerin zur Teilnahme an einem Einführungskurs schrieb: „...Und vielleicht können wir ein wenig von den schweren Schäden der Nazizeit auch der Lösung näherbringen. ...“ Aber zur Arbeit bei ihr gehörten Auseinandersetzungen mit Schwierigkeiten, von denen die Teilnehmer*innen besetzt waren und dieser Hinweis war dafür nur ein Beispiel.*

*Es berührt mich, wie tief überzeugt und bestärkt durch ihre eigenen Erfahrungen und Erkenntnisse Elsa Gindler von notwendigen Verhaltensänderungen war, die häufig größere Konflikte für die Teilnehmer*innen mit sich brachten. Auch wird mir beim Lesen ihre tiefe, herzliche Verbundenheit mit den Menschen spürbar. Besonders beeindruckend für mich ist, wie sie diese, immer an der Sache orientiert, zu ermutigen und zu unterstützen versuchte.*

*In den hier ausgewählten Briefauszügen wurden Schwierigkeiten im Leben berührt, die mir heute unverändert aktuell scheinen. Sie sind unabhängig von der jeweiligen Betroffenheit der Adressat*innen von allgemeiner Bedeutung.*

Von innen bewegt sein

Zur Korrespondenz von Elsa Gindler

von Birgit Rohloff

*Elsa Gindler gab zunächst „Seminare für Harmonische Körperbildung“. Ihre Arbeitsweise war von Anfang an geprägt von ihrer wachen Vorgehensweise und ihrer Art, auf die Schüler einzugehen. Zwar gehörte sie zu den Mitbegründer*innen des deutschen Gymnastikbundes, der für eine moderne Gymnastik stand und verschiedene Systeme vertrat. Doch ihre Arbeit unterschied sich von allen anderen.*

Elfriede Hengstenberg¹ war bereits bei Rudolf Bode und Emile Jaques-Dalcroze² zur Gymnastiklehrerin ausgebildet worden, als sie zu Elsa Gindler in das Ausbildungsseminar kam. 1959 beschrieb sie ihre Eindrücke von Besuchen, die sie mehr als 40 Jahre zuvor in Elsa Gindlers Atelier in der Kurfürstenstraße hatte.

„... Da waren glaube ich Siemens-Arbeiterinnen bei Dir. Sie saßen im Türkensitz und interessierten sich wohl gerade für ‚die Atmung‘, - fanden sich am Schluss der Stunde erstaunlich erfrischt und bedankten sich lebhaft. - ‚Wieso?‘ - dachte ich. Nachdem was ich beobachtet hatte, war doch gar nichts Besonderes passiert! - Sie hatten doch fast gar nichts ‚gemacht‘! Ein Rätsel! - Aber dann im darauffolgenden Kurs, an dem ich noch hospitierte, demonstrierst Du unter anderem Regenerationsmöglichkeiten im Verlauf einer Bewegung, - einer Armbewegung, - schon als Angelegenheit des von innen bewegten Menschen! - ‚So einfach‘ durchfuhr es mich, - ‚so selbstverständlich‘? Wie lebendig erschienst Du mir bereits damals im Ganzen! -

¹ Elfriede Hengstenberg nahm später auch an Kursen von Heinrich Jacoby teil. Von den Erfahrungen durch die Auseinandersetzungen mit deren Erkenntnissen wurde ihre Arbeit mit Kindern geprägt.

² Rudolf Bode setzte sich mit der rhythmischen Gymnastik von Emile Jaques-Dalcroze auseinander und entwickelte daraus seine „Ausdrucksgymnastik“.

Das war mir in dieser Art als ‚Gymnastikerin‘ doch noch niemals begegnet! ...“ (Elfriede Hengstenberg, 16.09.1959)

Viele Gymnastiklehrerinnen interessierten sich für Kurse von Elsa Gindler. Sie wies in Briefen an zwei von ihnen, die sich zu einem Einführungskurs angemeldet hatten, darauf hin, dass ihnen keine Körperarbeit angeboten werde. Vielmehr sind die grundsätzlichen Auseinandersetzungen in den Kursen auf jegliche Aufgaben bezogen, die das Leben stellt.

„... Es arbeiten regelmäßig und auch diesmal eine ganze Reihe Gymnastiklehrerinnen anderer Fakultäten in meinen Ferienkursen mit.

... Es besteht natürlich die Möglichkeit, daß Sie mit Ihrer eigenen Arbeitsweise in Konflikt kommen. Wenn Sie damit rechnen und dieses Risiko auf sich nehmen, sind Sie willkommen. Wir kümmern uns nämlich nicht um verschiedene Systeme, sondern versuchen uns denkend und forschend mit Problemen des täglichen Lebens auseinander zu setzen. Daß sich manches nicht halten läßt, ist manchmal schmerzlich, aber für meine Begriffe gerade kein Fehler. ...“ (25.07.1931 an Hanna P.-W.)

Der Versuch sich selber als Instrument wahrzunehmen

“... Ich bin nun immer in Schwierigkeiten, wenn unter den Kursteilnehmern Gymnastiklehrer sind, weil ich aus Erfahrung weiß, wie schwer ihnen die Auseinandersetzung mit meiner Arbeitsweise fällt und fallen muss. Der Versuch sich selber als Instrument wahrzunehmen, zu forschen, zu erkennen, wie wir uns zweckmäßig verhalten oder unzweckmäßig, fällt erfahrungsgemäß allen, die sich mit dem Körper beschäftigen, viel schwerer, als Menschen, die noch nicht soviel Gymnastik getrieben haben. Dazu kommen noch während der Arbeitszeit die Berufssorgen und es ist gar nicht leicht, sich einmal 3 Wochen nicht darum zu kümmern.

Ich weiß nicht, inwieweit Sie selbst in Schwierigkeiten in Ihrer beruflichen Situation sind. Wenn nicht, rate ich immer ab. Anders ist es, wenn Sie immer wieder vor Konflikten stehen, die sich mit dem bisherigen Vorgehen nicht lösen lassen. Da gibt es dann vielleicht manche Antworten. Wenn Sie sich trotz meiner Bedenken entschließen, sind Sie mir willkommen. Und vielleicht können wir ein

wenig von den schweren Schäden der Nazizeit auch der Lösung näherbringen. ...“ (09.04.1953 an Lisa J.)

*Über Ursachen und Notwendigkeiten von Verunsicherungen und Zweifeln, die die Kursteilnehmer*innen erlebten, schrieb Elsa Gindler: „...kommen Sie zur Arbeit zu mir, erkennen Sie mehr, was alles getan werden müßte, um eine andere Entwicklung und Entfaltung des Menschen anzubahnen, würden Sie auch begreifen, welche Umdisziplinierung es beim Erziehen bedarf - - wieviel Zeit und Prüfung dazu gehört! Aber die Forderungen vom Leben aus sind da und da wir bisher ans „Richtigmachen müssen“ gewöhnt sind, so entstehen sehr viel Spannungen im Menschen, der anfängt, vom Wachsen und Werden wollen etwas wahrzunehmen.*

Daß Sie sich das nicht zusätzlich wünschen, kann ich verstehen – es ist auch besser, wenn Sie kommen müssen, auch wenn etwas in Ihnen nicht will. ...“ (09.02.1946 an Bärbel G.)

Gebrauchtwerden vom Leben

„... Leni M. wird Ihnen auch geschrieben haben, dass meine Arbeitsweise sich sehr verändert hat und ich nicht mehr Gymnastikunterricht gebe, sondern mich immer mehr dem Problem zuwende, wie der Mensch sich durch seinen Gebrauch im Leben, durch sein Gebrauchtwerden vom Leben auf eine so ungünstige Weise stört, dass er sich nicht nur, nicht entfaltet, sondern sogar krank wird und seine Aufgaben nicht mehr bewältigt.

Sie fragten auch bei Leni M. an, ob Sie auch Kolleginnen interessieren könnten? Ja, ganz gewiss, ich würde gern einen Einführungskurs geben, schon all der ‚Alten‘ wegen, die auf diese Weise viel zentraler mit den Problemen vertraut würden, die sie aus der früheren Arbeit auch kennen und vielleicht noch nicht bewältigt haben?

Aber, es müssten Menschen sein, die allgemeiner interessiert sind und nicht erwarten, neue Methoden für die Krankenbehandlung zu ‚lernen‘. Daß da trotzdem etwas Wesentliches dafür dabei ‚abfällt‘, wissen Sie ja aus eigener Erfahrung. Aber, wenn Sie werben, müssten Sie sie darauf aufmerksam machen, daß es in erster Linie in der Arbeit darum geht, nicht ‚für andere‘ zu lernen, sondern selbst zu arbeiten und an sich zu erfahren, was zu geschehen hat, damit der Organismus ‚funktionieren kann‘.“ (07.03.1953 an Paula F.)

Eine Kursteilnehmerin wendet sich mit der Schwierigkeit an Elsa Gindler, dass sie gegen besseres Wissen ihr gewohntes, störendes Eingreifen in von Natur aus ablaufende Prozesse unserer Organisation nur schwer ändern kann.

„... Die Trennung in Geist-Psyche-Körper sitzt doch sehr tief und es gibt viel Kümernisse, den Mensch als Ganzheit anzuerkennen. Gymnastik und Psychologie zu betreiben ist einfacher. ... Bei verschiedenen Versuchen, die ich anstelle, erlebe ich immer wieder, daß es mir nicht auf den Versuch als solchen ankommt, sondern die Triebfeder, es richtig zu machen im Vordergrund steht, ich immer ein bestimmtes Ziel erreichen will. Es fehlt die Freude am Versuch als solchen, ich bin auch gar nicht neugierig auf ein unbekanntes Ergebnis, nicht das Funktionieren ist mir wichtig, sondern das richtige Ergebnis. Ich will ja gar nicht versuchen, sondern haben. Gelingt mir ein Versuch, so bin ich immer erstaunt, was alles herauskommt, es ist so viel mannigfaltiger, was dabei erlebt wird. ...“ (Leni M., 28.01.1953)

Ihr antwortete Elsa Gindler: „... Ich weiß ja, wie schwer der Schritt von der Einsicht her zum Versuch, die Einsicht zu realisieren ist!

Wie schwer, sich wieder auf die Reise zu begeben und davon überzeugt zu sein, daß alle Ergebnisse „richtig“ sein werden! Und es schließlich Spaß macht, dahinter zu kommen, warum etwas „geglückt“ oder „mißglückt“ ist und man allmählich auf Grund wirklicher Erfahrung und nicht auf Grund angenommenen Wissens bereit ist, die Voraussetzungen zu schaffen, um ein bestimmtes Resultat herbei zu führen. ...

Nur ist hier eine ernstzunehmende Schwierigkeit: alles, was ich sage, wissen Sie bereits und es gelingt erst sehr allmählich und erfordert viel Takt, sie alle erfahren zu lassen, dass das Wissen um all die Vorgänge sich auf eine merkwürdige Weise verändert, wenn man zu erfahren versucht, wie die Welt „wirklich“ ist. Die Natur selbst befragen zu können und selbst, wenn man „weiß“ zu versuchen, zu erfahren, ob es so ist und wieder so ist, ist eine große Kunst, die nicht zu erlernen ist, aber wieder bewußt werden kann. ...“ (07.03.1953)

*Durch gemeinsames Erarbeiten von Voraussetzungen für zweckmäßigeres Verhalten kamen auch persönliche Nöte der Kursteilnehmer*innen in die Kursarbeit. Hierzu schrieb Elsa Gindler:* „... Sie wissen, was für eine ernste Aufgabe

es ist, Menschen in so kurzer Zeit so zu führen, dass sie sich den Zugang zu ihren – ihnen unbekanntem – Möglichkeiten so erarbeiten, daß sie nachher etwas damit anfangen können. Und da können Sie mir alle viel für die Vorbereitung der Arbeit helfen. Denn Alter, Gesundheit, eigene Geschichte haben uns ja geformt und bedingen ja unsere Reaktionen. ...

Mit dem Fragebogen erbitte ich einen Bericht darüber, ob und in welcher Weise sich die Arbeit weiter ausgewirkt hat in Ihrem Leben, was Sie realisieren konnten, womit Sie nicht zurecht gekommen sind.“ (13.05.1953 an Lily P.)

„... Hoffentlich ist's weitergegangen und Sie können schon manchmal ein bisschen ernten? Sie können es sicher jetzt besser verstehen, dass auch ich beunruhigt bin, Menschen mit den Problemen der Arbeit vertraut werden zu lassen! Aber die Möglichkeit, sein eigenes Werden, die eigene Entfaltung nicht dem Zufall überlassen zu müssen, scheint mir doch eine heilsame Beunruhigung. ...“ (21.11.1953 an Erna L.)

„...Meine Kurse sind trotz allem sehr produktiv verlaufen, bringen aber dadurch auch viel mehr persönliche Konflikte an den Tag, für die ich mir auch mehr Zeit lassen muss. ...“ (02.03.1954 an Leni M.)

Forderungen benützen, um anwesender, bewegbarer, gelassener zu werden

“... Solange es von Kind an als Höchstmaß des Erreichbaren gilt, jede Forderung möglichst so zu bewältigen, daß man sie ‚im Schlaf kann‘, ‚automatisch‘, so daß man beim Tun mit den Gedanken bei etwas anderem sein kann, muß doch die dadurch erreichte Routine unser Leben beherrschen. Und so kann das auch bei uns nicht anders sein. Wenn nicht durch die Begegnung mit den Arbeitsfragen uns klar wird, beispielshalber ‚waschen, anziehen, frühstücken tue ich ja sowieso, das läuft ja von selbst – wie weit kann ich diese Forderungen benützen, um anwesender, bewegbarer, gelassener zu werden?‘ Dann kann es nun Freude machen, immer wieder aus der Routine heraus zu kommen und hat nicht mehr den Charakter einer Edelgymnastik. Inwieweit kann ich ein Gespräch dazu benützen, wirklich aufgeschlossen zu werden für den Menschen, mit dem ich gerade zu tun habe? Hier gibt es viele Freuden, die das Leben lebenswerter machen und uns auch verstehen



*Olga Hoffmann und
Elsa Gindler auf dem
Balkon in Gindlers
Wohnung in Nikolassee,
ca.1947*

lernen, daß die Routine ja sein muß auf Grund der eigenen und soziologischen Geschichte und daß der Standort der Arbeit eine beglückende Möglichkeit gibt – trotz der Welt, wie sie einmal ist – ab und zu so zu funktionieren, wie wir vielleicht geplant sind.“ (02.12.1954 an Leni M.)

*Setzten die Kursteilnehmer*innen sich selbstständig mit Fragen und Aufgaben aus den Kursen auseinander? Wurde es ihnen im Leben notwendiger, etwas für ihre Entwicklung zu tun?*

„... Wir sind auch in der Arbeit hinter manches gekommen, worauf ich seit 40 Jahren aus bin und was mir nie so recht glücken wollte. Hoffentlich bestätigt sich das und verläuft nicht wieder, wie so vieles, in Geleghenheitserfolge. ...

Denn es ist oft trostlos, wenn man spürt, daß die Menschen nur geschoben werden wollen und nichts in ihrem Leben sie drängt, etwas für ihre Entwicklung zu tun. ...

Ich möchte Sie aber doch bitten, ein Résumé über Hinde-lang zu versuchen! Ich halte es für sehr wichtig, weil Sie sich dabei noch über vieles klären können und das Ihre Arbeit befruchten wird. Wir haben immer wieder erfahren, daß ohne Résumé nicht die Hälfte von dem realisiert wird, wenn man sich nicht noch einmal schriftlich für sich auseinandersetzt. ...“ (05.04.1956 an Carola S.)

“... Nun zu Ihrem Kummer, den ich gut verstehe! ...Nichts ist schwerer zunächst, als ein Versuch, immer wieder

im Leben so gut versuchen, als man eben kann. Denn es handelt sich ja nicht um die Verarbeitung von ‚Stoff‘, sondern um die Courage, etwas zu überprüfen und zu erfahren. Daß man sich nun, um erfahren zu können, ernsthaft mit seinem Verhalten beim Wahrnehmen befassen muss, ist eine Aufgabe, um die man nicht herumkommt und die mit in unsern Tagesplan eingeplant werden muss, sonst werden Sie immer wieder überrannt. Vielleicht sind Sie, wie jeder andere Mensch unseres Kulturkreises, bestürzt über die Tatsache, welches Maß an Unruhe Sie vorfinden, wenn Sie versuchen, so still zu werden, dass Sie die Schauabsicht aufgeben können? Dies gehört zur Auseinandersetzung und Sie können ja immer abbrechen, denn jeder Versuch in der Richtung hat doch eine wohltuende Wirkung auf den Gesamtorganismus und ‚ein bisschen weniger Krampf ist doch schon sehr zu begrüßen‘. Und, wenn Sie das Erwachen am Morgen ernst nehmen und probieren, was alles in unserm Körper sich ordnen und straff werden muss bei dem Versuch, die Augen von selbst aufgehen zu lassen, so werden Sie es voraussichtlich vorläufig nicht schaffen und sie schließlich aufmachen müssen, aber solche Versuche werden Sie in 4 Wochen weiterbringen als viele andere Vorhaben. Und, wie wäre es, vor dem Einschlafen ernsthaft am Sich von Selbstschließen der Augen zu in-

teressieren? Die Hauptsache ist, daß Sie an irgendetwas herangehen und ernsthaft probieren und aufhören, sich ‚geistig‘ damit zu beschäftigen. Ich hatte in meinem Einführungskurs jetzt ein nettes Erlebnis in der Richtung: Wir hatten in der letzten Arbeitsstunde versucht, uns unsere Beine als Bewegungsorgane zu erobern. Als ich in der nächsten Stunde fragte, was sie in der Zwischenzeit getrieben haben in der Richtung, wurde von den Meisten allerhand berichtet, was ihnen in der Zwischenzeit begegnet war. Nur eine Studienrätin sagte, sie hätte nichts versucht, sie hätte sich aber ‚geistig‘ damit beschäftigt. Ich sagte dann nur scherzhaft, was wohl aus meinen Blumen würde, wenn ich sie ‚geistig‘ begießen würde?

Sehen Sie, Ellen J., es wäre gewiss sehr schön und gut, wenn alle wiederkämen und sich in diesem Jahr alles erarbeitet hätten, was ihnen im Vorjahr begegnet ist? Ob dann wohl noch jemand kommen könnte? Aber wiederkommen, um sich mit den Anderen über die Schwierigkeiten zu klären, die einem bei jedem ernsthaften Versuch, sich etwas selbst zu erarbeiten, begegnen müssen, scheint mir aussichtsreicher.“ (15.02.1954 an Ellen J.)

Einer Heilgymnastin empfahl Elsa Gindler, sich umfassender mit ihrer Arbeit auseinanderzusetzen, damit ihr die Tragweite für ihr eigenes Leben erkennbar werden könnte.

„... Es ist mir schon bei den letzten Malen Ihrer Mitarbeit nie ganz wohl gewesen, weil es immer nicht zu einer wirklichen Erarbeitung der Probleme kam, so daß es zu wirklichen Erfahrungen in der Arbeit kommen konnte. So kommen Sie immer in die Schwierigkeiten, den Jargon unserer Arbeit zu sprechen bzw. zu einer Auffüllung des Übungsrepertoires, ohne doch einmal ganz zentral zu funktionieren. Ich muß Sie also immer wieder mit dem Gefühl laufen lassen, daß Sie sich zwar ein bisschen regeneriert haben, aber doch nicht an das Entscheidende herangekommen sind.

Und da geschieht gerade etwas, was wir unserer ganzen Arbeitseinstellung nach ablehnen müssen: nämlich, daß die Dinge, die unser Leben ganz anders gestalten und ordnen würden, benützt werden, um hier und dort allerlei Reformen anzubringen, während es, wenn es wirklich stimmte, ohne Reform aus der Fülle heraus geschehen würde. Wenn Sie nicht lehren würden, wäre es gar nicht so schlimm. Aber gerade durch die Weitergabe muß es für Sie zu einer immer größeren Schwierigkeit werden. Da-

rum würde ich Ihnen vorschlagen, die Gelegenheit eines größeren Ferienkurses zu benützen, um einmal von der Pike auf zu arbeiten. Geht es in diesem Jahr nicht, versuchen Sie es im nächsten.

Sie sind sicher nicht sehr erbaut von meiner Absage, aber Sie wissen ja, daß ich Ihnen nur aus Ihrem eigensten Interesse so schreiben konnte.“ (08.05.1932 an Alice S.)

Elsa Gindler erinnerte eine Kursteilnehmerin in herzlicher und ermunternder Art daran, Schwierigkeiten durchs Erkennen von sachlichen Zusammenhängen mehr begegnen zu können.

„... Liebe Heten, was kann ich Ihnen sagen zu Ihrer berichteten Not? Ich weiß nur eins gewiß, daß alles, was in Erscheinung tritt, doch so sein muß auf Grund der Ursachen, die bis zu diesem Augenblick da sind. Wenn wir also nicht an uns zerrren und versuchen, durch eine Kontrolle dahinter zu kommen, wann uns etwas gefällt, wann wir dieses Mal zustimmen oder auch nicht zustimmen, können wir zwar niemals das Geschehene ungütlich machen, aber sicher, wenn wir erreicht worden sind, den nächsten Schritt anders starten. Wenn Sie bei Ihrer analytischen Auseinandersetzung immer wieder darauf stoßen, wie sehr unsere persönliche Geschichte unsere Handlungen bestimmt und was abzubauen ist, um unmittlbarer funktionieren zu können, werden Sie sicher aus Ihrer Verzweiflung herauskommen. Es wäre wunderbar, wenn sich Ihre Schuldgefühle vermindern könnten. Und dazu gleich ein paar Worte zu Ihrem ‚Abschlußbericht!‘ Ich glaube, da haben Sie etwas gewollt, was kein Mensch kann. Man kann ein Referat machen, was wir getan haben. Und das wollen Sie mit Recht nicht! Das, was Sie tun können, ist etwas ganz anderes. Notizen, oft kurze Notizen darüber, was einem angegangen ist – was wir anders ansehen müssen als früher – womit Sie nicht zurecht kommen und wo man sich mehr Klarheit holen muß. Ich glaube, wenn Sie sich daran gewöhnen, nach Ihrer Arbeit kurze, sachliche Notizen zu machen, daß Ihnen das sehr helfen würde. Denn die Reifung vollzieht sich dann von selbst. ...“ (24.06.1956 an Heten E.)

Es gibt mich

von Silke Marek

Frage: „Was bewegt mich zu der ernsthaften Auseinandersetzung mit Fragen aus dem Arbeiten von Elsa Gindler und Heinrich Jacoby?“

Ursprüngliche Frage: „Warum setze ich mich so ernsthaft auseinander mit Fragen von Elsa Gindler und Heinrich Jacoby?“

Von meinem jetzigen Standpunkt aus, 3½ Jahre nach meinem Einführungskurs bei Marianne Haag in Berlin, kann ich diese Frage kaum mehr beantworten, da die Auseinandersetzung sich über meine gesamten Lebensthemen ausgedehnt hat. So beginne ich mit meiner Lebens- bzw. Arbeitsituation Ende 2016.

Zu diesem Zeitpunkt waren mir Arbeitsfragen von Elsa Gindler und Heinrich Jacoby bereits aus ihren veröffentlichten Kursinhalten vertraut.

In meiner Praxisarbeit mit Menschen, besonders solchen, die stimmliche Einschränkungen aus unterschiedlichsten Gründen erleiden, wurde mir immer deutlicher spürbar: „Da fehlt etwas Wesentliches in meiner Arbeit, bzw. dem Umgang mit so genannten Ver- und Gestörtheiten wie z.B.: Heiserkeit, fehlende Resonanz, Sprechdruck.

Begriffe wie Klang- und Gewebsschwingung, Resonanzfähigkeit, Brustraum, Diaphragmenketten waren mir vertraut.

Doch mit oder besser in all dem fehlte ein Zusammenhang, ein Grund, eine Orientierung. Die Frage: „Was mache ich da eigentlich?“, kam mir immer wieder in den Sinn.

Der Tag, an dem ich mich entschloss, endlich die Arbeit Elsa Gindlers und Heinrich Jacobys in gemeinsamer Auseinandersetzung in der Gruppe zu erfahren und mich in Berlin zum Einführungskurs anzumelden, brachte die Antwort auf meine Frage schon spürbar.

Ich erlebte eine tiefe Freude und die Gewissheit: „So kann es weitergehen für mich.“

Schon während der Vorbereitung für den Einführungskurs, der Auseinandersetzung mit den dafür gestellten Aufgaben, wurde mir deutlich:

„Jetzt bin ich, ‚Silke‘ gemeint. Ich als Mensch, mit meiner Geschichte.“ Und so erlebte ich mich nach der gemeinsamen Arbeit in Berlin wie erlöst von mir und mehr in mir lebend. Es

ging in dieser Zeit nicht um mich im persönlichen Sinne. Ich kam in Beziehung zu dem Menschen, dem menschlichen Wesen Silke, hinter der Persönlichkeit.

Jetzt verstand ich auch, dass mir in meiner Praxisarbeit die Beziehung zum Menschen, um den es doch geht, auf den sich all diese Worte beziehen sollten, nicht spürbar war. Auf meine eigene stimmliche Auseinandersetzung bezogen, kann ich es nur so in Worte fassen:

„Ich fehlte.“

Es gab mich für mich erlebbar nicht und die tiefe Bedeutung dessen wurde und wird mir immer existentieller zur Frage: „Was ist der Sinn meiner Arbeit, wenn es nicht um den Menschen, so wie er sich jetzt vorfindet, geht?“

„Was ist der Sinn meines Lebens, wenn das Leben mit seinen Forderungen mich als Mensch nicht erreicht?“

Ich kann spüren, dass mein Brustraum vibriert, ohne dass mich diese Erfahrung erreicht. Oder, ich erlebe mich erfahrungsbereiter und komme immer wieder ins Staunen über das, was mir durch die Auseinandersetzung mit Klangschwingung von mir spürbarer wird.

Das Gefühl, keinen Boden unter den Füßen zu haben, wenn Forderungen an mich gestellt wurden, entwickelt sich immer mehr zu: „Ich erlebe mich anwesender in meiner Masse, in Beziehung zur Last und dem Boden.“

Der Boden unter meinen Füßen ist mir ein lebendiges Gegenüber geworden, den ich nicht mehr „hilflos“ verlieren kann.

Die Frage: „Wo ist der Boden?“ wird zu: „Bin ich erreichbar für das, was mir vom Boden spürbar wird?“

So kann die Arbeit beginnen.

Der Anfang einer Beziehung zwischen mir und der Welt – der Welt und mir, beziehungsfähiger werdend.

Es tauchen immer mehr Fragen aus mir auf.

Ich werde mir immer mehr zur Frage. Das Leben wird mir immer mehr zur Frage.

Und ich erlebe mich als Antwort und bin erreichbarer für die Antworten des Lebens.

Ich schreibe diese Zeilen und probiere, die passenden Worte kommen zu lassen. Das, was mich orientiert, mir das Empfinden von „so kann es geschrieben werden“ gibt, wird immer deutlicher in mir spürbar.

Je stiller ich werde, desto möglicher wird es. Und in all dem bleibt dies alles ein Versuch mehr in die Richtung, Wort werden zu lassen, warum ich mich so ernsthaft mit den Arbeitsfragen dieser beiden Menschen auseinandersetze.

Seit zwei Jahren beschäftige ich mich mit Briefen von Heinrich Jacoby an Sophie Ludwig, die er ihr aus dem Exil von 1933 bis 1950 geschrieben hat. Sie bekam ein bis zwei Briefe im Monat, manchmal noch mehr, aber es gab auch immer wieder mehrere Wochen, in denen er ihr nicht schrieb.

Ich habe bisher die Briefe der ersten sieben Jahre gelesen und transkribiert. In den ersten Jahren hat Sophie Ludwig vermutlich die handgeschriebenen Briefe mit der Maschine abgeschrieben. Die Originale der ersten Jahre existieren wahrscheinlich nicht mehr. Sie sind möglicherweise bei einem der Bombenangriffe auf das Haus, in dem Sophie Ludwig wohnte, verbrannt. Ab 1940 sind die Briefe dann auf Luftpostpapier, zunächst mit der Maschine, dann per Hand geschrieben und unter dem Decknamen „Gretel“, da er nicht mehr unter seinem Namen Briefe nach Berlin verschicken konnte.

Die Arbeit mit den Briefen fordert, dass ich immer wieder erreichbar werde für ihren Gehalt und nicht gleich alles verstehen will. So begegne ich bei der Transkription auch der Bedeutung von Grammatik in ganz anderer Weise, als ich es aus meiner Schulzeit erinnere. Wie sich beispielsweise der Gehalt verändert, ob ich nun ein Komma setze oder nicht, ob ich den Gedankenstrich übernehme und das Wort so zusammenschreibe wie Jacoby es geschrieben hat. Es ist dann nicht nur eine Regel der Grammatik, die ich hinnehme, sondern ich finde durch Vergleichen und Prüfen heraus, was mehr stimmt.

Darum habe ich an manchen Stellen in der Orthographie und in der Interpunktion etwas geändert. Auch Jacoby hatte seine Grammatikkenntnisse aus der Schule „vergessen“, wie er schreibt.

„...so wird aus dem Schweren vielleicht auch noch mehr Reife kommen...“

von Carola Portenlänger

27.5.1939

„...Ich habe wohl nichts so radikal „vergessen“ als meine Schulgrammatik-Kenntnisse. Im Allgemeinen geht es einem doch so, dass, wenn man meint, man habe etwas nie gehört und man wisse es nicht, dann doch plötzlich so irgendwo etwas dämmert, wenn der Lehrer es neu ausspricht. Mir geht es aber so, dass ich bei fast allen grammatikalischen Feststellungen auch bei ernstester Selbstüberprüfung bereit wäre zu beschwören, ich hätte all das noch nie gehört, obwohl ich es doch wissensmäßig - allein aus der Kenntnis der Lehrpläne - weiß, dass ich all diese Sachen in der Schule zur Zeit schon einmal gehört und gewusst haben muss. Ich finde ja solche Beobachtungen, wenn man sie nun wach und bewusst bei sich selber machen kann, doch sehr aufschluss- und lehrreich. Sympathischer wär's mir allerdings, ich brauchte sie nicht zu

machen und könnte wirklich etwas von dem, woran man sechs oder acht Jahre lang in der Schule geocht hat.“

Beim Entziffern der Handschrift erlebe ich Spannendes. Seine Handschrift ist mir eine Herausforderung. Erst erschienen mir die Buchstaben wie Hieroglyphen, die ich wohl niemals verstehen würde. Je mehr ich mich bemühte, sie zu erkennen, um so unmöglicher wurde es. Dabei wurde mir bewusst, wie sehr ich mich anstrenge: Meine Bemühungen richteten sich auf die Schriftzeichen. Die Augen glotzten, im Bauch war es eng, der Brustkorb zusammengezogen, ich war insgesamt angestrengt und beunruhigt.

Indem diese Anstrengung abklang, wurde es wieder stiller in mir und ich war mehr in einem Zustand, etwas ankommen zu lassen. Dann konnte es geschehen, dass ich Worte las oder ganze Sätze und ihr Gehalt erschloss sich mir. So bald ich hängen blieb und nicht entziffern konnte, ließ ich

den Text ruhen und es in mir wieder mehr aufgehen. So war ich nach der Arbeit frisch und nicht erschöpft. Ich musste allerdings auch die Vorstellung aufgeben, einen ganzen Brief auf Anheb entziffern zu können.

In den Briefen erfahre ich von dem Leben von Heinrich Jacoby in diesen Jahren, von seinem Alltag und seiner Arbeit. Anfangs unterstützte er Sophie Ludwig in ihrer weiteren Zusammenarbeit mit Teilnehmer*innen aus seinen Kursen. Sie berichtete ihm von ihren gemeinsamen Versuchen, fragte zu verschiedenen Themen wie zu Hell-Dunkel, Musik und Improvisation. Heinrich Jacoby ging präzise auf ihre Fragen ein und erläuterte seine Antworten ausführlich.

Er folgte weiterhin der Spur seiner bisherigen Forschungen, richtete sich, so gut es möglich war unter den gegebenen Umständen, ein „Laboratorium“ ein mit Apparaten für Tonaufnahmen und Projektoren. Er berichtete ihr über die Erfahrungen damit. Ebenso schrieb er ihr von seinen Studien (Musik, Hell-Dunkel Versuche, Naturwissenschaften, Erziehung, Literatur, Philosophie usw.), und stellte da-

bei oft einen Bezug zur grundlegenden biologischen Ausstattung des Menschen her.

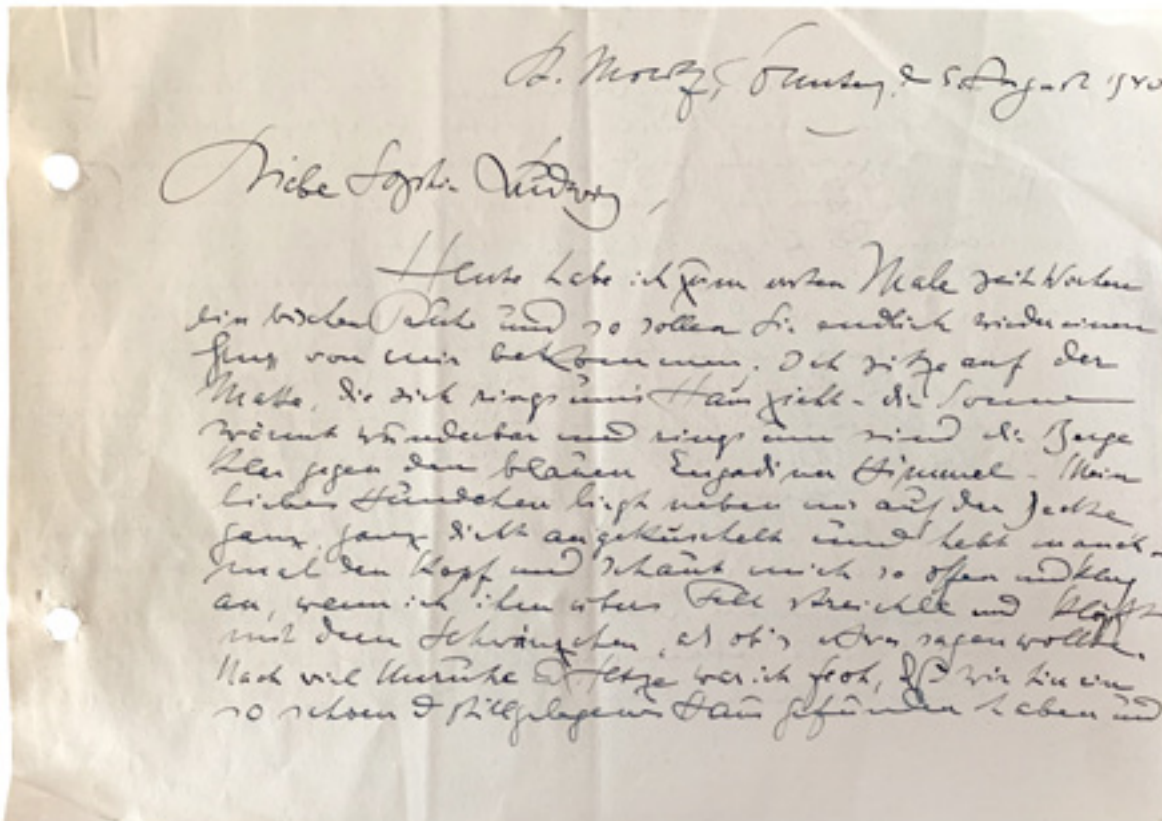
Er berichtete ihr auch von seinen wenigen Kursen in kleinen Gruppen (Vormittags-, Abendgruppe, Ferienkurse), die er in der Schweiz geben durfte.

Mich beglückt sein dichtes, ja dichterisches Erzählen, seine präzisen Erläuterungen zu Versuchen, sein Forschen, sein Einsatz für ein menschlicheres Dasein, seine Verbundenheit mit allen Lebewesen und der Natur, seine Wertschätzung auch kleinen Dingen gegenüber.

Es bestätigte sich ihm auch immer wieder, wie er sich durch eigenes Probieren erholte.

29.12.1933

„...Ein schönes Kapitel Farbenlehre liefern die verschneiten Berge. Wie das alles nur eine unendlich differenzierte, stumpfe Grau-Skala vorstellt, solange der Himmel bedeckt ist, oder vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang, und wie das alles bunt farbig und leuchtend wird, sobald



Ausschnitt aus einem Brief von 1940

die Sonne scheint! Dabei haben sich doch niemals die Farben der Dinge geändert, sondern immer nur das Licht, von dem sie getroffen werden und das sie reflektieren! Es ist wunderbar, wie viel einem die Umwelt erzählt, wenn man ihr erlaubt, dass sie's tue! ..."

Januar 1940

„Ich habe trotz der Kälte - wir hatten zuweilen 12-14° minus - beim Spaziergehen probiert, was man so alles probieren kann - meine Mittelfüße zu benützen und mich auf alle Weise auszubügeln und vor allem haben sich die Lungen gefreut. Diese wunderbar reine Schneeluft - und manchmal war's in der Sonne so warm, dass ich auf dem Balkon mit sehr wenig an Luftbaden konnte. Und sonst waren die Tage auch in vieler Richtung gut - ich war seit sehr, sehr langer Zeit zum ersten Mal auch mit mir allein und ließ mich von der Natur ansprechen - war für alles um mich herum - trotz aller Müdigkeit und vielleicht auch deswegen - so offen, wie vielleicht auch noch nie. Ich hatte mir für die erste Zeit vorgenommen, trotz eines Koffers voll Arbeit - gar nichts zu tun - nicht einmal zu schreiben und erst die letzten Tage benützte ich dazu, meine Korrespondenz mit den Heilpädagogen über die Begabungsfrage fortzusetzen. Und auch da merkte ich, wie viel leichter und erfreulicher so eine Arbeit geht, wenn man auch nur ein paar richtige Ruhetage hinter sich hat und eben diese Erfahrung ist auch mit Schuld an den guten Vorsätzen. ...“
Es gibt in den Briefen viele interessante Aspekte in Bezug auf die Frage unserer biologischen Ausstattung. Immer wieder staune ich, welche Bereiche des Lebens, die mir bisher noch unzugänglich waren, auch mit dieser Frage zu tun haben. So beginnt mich Vieles zu interessieren, was mir bisher verschlossen gewesen ist.

19.9.1939

Zu Colerus¹ ‚Geschichte der Mathematik‘

„Ich habe den Eindruck, dass da wirklich Vieles drin ist, was Sie nicht nur interessieren wird, das Ihnen auch einen Beitrag zu reagierendem Verhalten und funktionellem Erfassen der Welt bedeuten kann. Wie gesagt - über komplizierte Gleichungsformeln dürfen Sie ruhig erst mal weglesen - wenn einem die betroffenen Probleme dann in

großem Zusammenhang doch noch wichtig werden, kann man sich nachher noch eingehender damit beschäftigen. Sie wissen ja, dass ich immer sage, Mathematik könne spannend sein wie ein Roman - - und etwas davon ist sicher in der ‚Geschichte der Mathematik‘ zu spüren und für das tägliche Leben und die praktische Arbeit fällt dabei sicher auch allerlei ab. Es ist wunderbar, zu verfolgen, wie da immer wieder in Etappen für die Menschheit eine neue Tür aufgeht. - Also - hoffentlich können Sie sich an der Gelehrtheit sogar freuen. - Ich habe in den letzten Tagen in verschiedenen guten Büchern über Mathematik-Probleme gelesen und war davon fast ein wenig ausgebügelt - - im Kontakt mit einer in vieltausendjähriger Entwicklung unbeirrt wachsenden Weite der Einsichten in Allgemeingültiges.“

23.9.1939

„...Der Kontakt mit dieser Welt der Naturgesetze und großen Zusammenhänge, der sachlichen Erforschung von Vorgängen, ist für mich immer ein wenig so, wie wenn man im Hochgebirge in besonders reiner, klarer Luft atmen kann und wahrscheinlich gibt es außer dem Versuch der nüchternen Zustands- und Verhaltensforschung im eigenen Organismus wirklich nichts, was einem mehr Distanz zu allen Kümernissen und Sorgen möglich macht, als die Beschäftigung mit der Naturwissenschaft. Besonders dann, wenn es nicht eine „Flucht“ in die Wissenschaft bedeutet und wenn das Erinnertwerden an die wunderbare Gesetzmäßigkeit, die hinter aller Erscheinung da ist, eben nur dazu hilft, ein bisschen Abstand zur eigenen geehrten Person zu finden und sich als Einzelfall nicht immer gar so wichtig zu nehmen. Und solches Erinnertwerden hat auf mich wohl kaum noch so wohlütig gewirkt, wie gerade jetzt, wo es oft so schwer ist, unsere uns allzu nahe „Welt“ zu verarbeiten. ...“

Die Arbeitsbedingungen für Heinrich Jacoby wurden immer schwieriger. Er hatte keine dauerhafte Aufenthaltserlaubnis und musste jedes Jahr für 3 Monate ausreisen um wieder 9 Monate mit dem Status „Saisonaufenthalt“ in der Schweiz leben zu dürfen.

Ich ahne, dass er Vieles, was ihn beschäftigte, wegen der

¹ Egmont Colerus, österr. Schriftsteller 1888-1939, „Geschichte der Mathematik“



Heinrich Jacoby
in den Bergen

Zensur nicht schreiben konnte und durfte. Die Briefe wurden alle gelesen, bevor sie oft erst nach Wochen Sophie Ludwig zugestellt wurden.

Die tröstenden und wohltuenden Momente, die er in der Natur erlebte, waren in seiner Einsamkeit wohl lebensnotwendig.

30.11.1939

„Morgen ist schon Dezember! Nun kann man wirklich schon vom alten Jahr sprechen, und was für ein merkwürdiges Jahr ist das – benimmt sich Ende November, als ob April wäre. ...

Leider kann ich mich diesem April gar nicht anbequemen, trotzdem der linde Frühlingstag mich sehr ernst berührt hat und ich richtig dankbar war, als mich die wunderbar klare und farbig daliegende Welt – See und Schneeberge und die Höhen im Sihl-Tal – plötzlich erinnerte, dass, wenn das auch nur ein Scheinfrühlingstag war, der Frühling ja wirklich wiederkommen wird – und muss – selbst wenn es in der Welt so drunter und drüber ginge, dass man ihn nicht mehr erlebte. Hat es mich doch gerade in den letzten Jahren immer wieder so sehr berührt, wie unbeirrbar die Natur ist und sich gar

nicht um das kümmert, was wir kleinen Menschen auf der Erde alles anrichten und wie eben doch die Knospen und Blüten kommen und die Wärme – was sonst auch geschehen mag. Und als an diesem warmen Montag, als ich mit meinem lieben Hundeviehchen eine Stunde im Sihltal spazieren ging, mir das plötzlich wieder so stark bewusst wurde, da wurde mir richtig andächtig zumute dabei und ich spürte, dass man eben doch nur von der Natur lernen kann, wie das ist, dass es etwas wirklich Beständiges in der Welt gibt, das sich von keiner menschlichen Unruhe, Verworrenheit und Not beirren und beeinflussen lässt und dass es wieder blühen würde, selbst wenn die Menschheit aussterben würde. – Das klingt ein wenig nach Philosophieren, aber es war gar nicht so eine Reflektion aus der Kopfgegend! Es war nur wie ein plötzlich warmer Strom: Es muss auch wieder besser werden und es wird auch wieder glücklichere Menschen geben.“

5.2.1940, Engadin

„... Merkwürdig zwiespältig ist doch die Welt und das Leben -: Ich wanderte gegen Abend auf die Höhe nach Suvretta zu - die Sonne war schon untergegangen - es



Engadin wurde so unendlich still und weit - der Himmel immer mehr violett-blau und klar hinter den schneeweißen Bergen, die noch rosa dagegen standen vom Alpenglühen - und in der ganzen Weite kein Mensch außer mir, kein Laut, kein Vogel mehr - und die Sterne fingen an, sichtbar zu werden. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie wunderbar diese friedliche Stille wirkte - wie beglückend auch in solchem Augenblick das ganz mit sich allein sein. Keinen Menschen hätte ich bei mir haben mögen, nur mein liebes Hündchen wünschte ich mir in diesem Augenblick als Begleiter. Sonderbar, sonderbar - dass es auch gleichzeitig diese wunderbare, unberührte Stille in der Welt der Unruhe und Verzagtheit geben kann - und mir ward darüber fast fromm zumute, dass die Natur einen ausgerüstet hat, sich mitten heraus aus dem quälenden Alltag so verwandeln lassen zu können. Ich erinnere mich kaum an einen Augenblick aus meinem ganzen Leben, indem ich mich von der Stille so habe ansprechen lassen können. ...“

26.8.1940, St. Moritz

„... Mein Hauptspaziergang durch den Wald auf einer Alp, von der aus man das ganze Tal und die Seen bis Maloja

überschaut, ist auch etwas unendlich Wohltuendes. Menschen treffe ich hier oben fast nie an, und wenn ich vor Einbruch der Dämmerung da oben bin, ist da eine Stille und Weite, dass man seine eigene Unrast und Unruhe darüber los werden kann. Ein sonderbarer Widerspruch, dass auf der gleichen Erde, auf der so viel Unglück, Kampf und Verzweiflung herrscht, zugleich so wunderbare und wunderwürdige Stille sein kann! Und sonderbar auch der Mensch, der zugleich in offenem Kontakt mit all der Unruhe und dem Elend auf der Welt sein kann und doch zugleich diesen Frieden zu erleben vermag...“

26.8.1940, II

„...Merkwürdig ist mir auch dabei [in der Kursarbeit] oft, dass das gemeinsame Erleben der Gesetzmäßigkeiten, die einem bei der Beschäftigung mit dem Problem der Schwere, der Angst und der Panik begegnen, etwas von dem nur zu häufigen Gefühl des grässlichen Verlorenseins zu nehmen vermag, und gerade da wirkt sich bei mir das Arbeiten an solchen Fragen am hilfreichsten aus...“

Und bei all dem Schweren und Kummervollen in der Welt ist der Versuch, das Ord nende und Regenerierende, das sich in der menschlichen Organisation und gerade von der körperlichen Seite her so leicht erfahren und studieren lässt, von immer neuen Seiten her anzutreffen, etwas, aus dem mir bisher immer wieder neue Kraft zugewachsen ist. Über der Arbeit, anderen Menschen zu größerer Leistungsfähigkeit zu verhelfen, wächst einem die eigene Leistungsfähigkeit wieder leichter zu, und solange es einem gewährt ist, so zu wirken, lässt sich auch ein ungewöhnliches Maß von Schwerem noch bewältigen, und wenn uns das Schicksal erlaubt, weiterzuleben, so wird aus dem Schweren vielleicht auch noch mehr Reife kommen und damit noch mehr Möglichkeit, den Menschen nützlich zu sein. Das klingt, wie ich es überlese, so großspurig und ist doch wirklich so einfach und selbstverständlich gemeint.“

„Das klingt nach Hoffnung“ Freier werden – zum Klingen kommen

Rudolf Weber im Gespräch mit Alexandra Müller, Dozentin für Musikphysiologie und Musikergesundheit an der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Stuttgart

Rudolf: Den schriftlichen Aussagen der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Stuttgart lässt sich entnehmen, dass Du dort ab 2011 einen Bereich angeregt und etabliert hast, in dem die Gesundheit von Musikstudierenden thematisiert und für sie praktisch erfahrbar wird. Seit 2013 bist Du fest angestellt in dem neu geschaffenen Studienbereich.

Alexandra: In der Hochschule kannte man den Bereich Musikergesundheit bis dahin kaum und auch nicht die Möglichkeit und Notwendigkeit, ein Netzwerk innerhalb und außerhalb der Hochschule zu etablieren, welches sich um die Gesundheit von Musiker*innen/Künstler*innen kümmert.

Meine Stelle wurde neu für mich geschaffen, wie zuvor an der UdK Berlin 2001 auch schon einmal.

Rudolf: Du bietest Gruppenkurse in Musikphysiologie an und individuelle musikphysiologische Beratung für Künstler*innen. Du leitest den Bereich Musikphysiologie – Musikergesundheit der Hochschule sowie die ‚Kontaktgruppe Musikergesundheit‘.

Alexandra: Ja, ich bin für die Leitung und Organisation des Bereichs zuständig, außerdem veranstalte ich Gruppenseminare und suche im Einzelunterricht mit Studierenden Möglichkeiten zu finden, ihre Schwierigkeiten zu mindern. Dazu fällt mir die Aufgabe zu, im Bedarfsfall Studierenden die Hilfe der in der ‚Kontaktgruppe Musikergesundheit‘ angegliederten Psycholog*innen oder Physiotherapeut*innen zu empfehlen, oder sie an Musikmediziner*innen oder Körpertherapeut*innen zu vermitteln, wenn das als notwendig erscheint.

Der Bereich Musikergesundheit, in dem neben mir ein Mediziner und fünf weitere Lehrkräfte arbeiten, steht allen Studierenden der Hochschule offen. Meine Kurse in Musikphysiologie belegen hauptsächlich Bachelor- und Master-Studierende der Instrumentalfächer.

Bei den Gruppenseminarveranstaltungen sind Basis- und Aufbaukurse vorgesehen. Nach einer Grundlagenklärung, die weitgehend praktisch erfolgt, können aufgrund dieser

Erfahrungen diese Anfänge in weiteren Semestern vertieft werden. Es gibt Studierende, die die Kurse drei bis vier Semester oder länger besuchen.

Ich liebe meine Arbeit wirklich sehr. Es geht um den Menschen, nicht um sein Können oder Wissen. Es ist jeweils wie eine Forschungsreise zu sich selbst, die ich begleite. Wer sich intensiver erforschen möchte, hat die Gelegenheit dazu. Wer mehr an der Oberfläche bleibt – auch gut –, derjenige hat dann doch zumindest schon einmal etwas mehr über sich erfahren. Es kommt öfter vor, dass Studierende nach mehreren Semestern erneut meine Kurse besuchen. Die Aufgaben und Herausforderungen des Musizierens sind ihnen im Laufe des Studiums klarer und dringlicher geworden.

Rudolf: Deine Tätigkeit als Cellistin und später als künstlerische Assistentin von Wolfgang Boettcher an der UdK Berlin weist auf langjährige Erfahrung beim Musizieren mit dem Cello hin. Vermutlich haben Dich Einschränkungen physiologischer Art veranlasst, nach Möglichkeiten zu suchen, eigene Schwierigkeiten zu überwinden beziehungsweise sie durch Änderungen des eigenen Verhaltens zu modifizieren.

Alexandra: Ja, ich war nach meinem Studium am Nationaltheater Mannheim als stellvertretende Solocellistin engagiert. Dort bekam ich Probleme mit meinem linken Oberarm. Die Schmerzen wurden so stark, dass ich nicht mehr spielen konnte und schließlich die Stelle kündigte. Das wurde der Beginn meiner Beschäftigung mit Themen, die für mich so wichtig geworden sind. Sie spielten während meiner Studienzeit keine Rolle, wurden nicht unterrichtet, heute bilden sie für mich die Grundlage des Faches Musikphysiologie. Sie sind für Musiker*innen in ihrer Berufsausübung meiner Ansicht nach essentiell:

– ‚Haltung, Bewegung und Ausdruck am Instrument und beim Gesang‘

– ‚Präsenz und Auftrittsverhalten‘

– ‚Konstruktives Üben‘

Erfahrungen aus diesen Bereichen haben mir in meiner Tätigkeit im Opernorchester so schmerzlich gefehlt.

Zum Beispiel: „Wie kann ich in einer fünfstündigen Oper – zu Beginn meiner Tätigkeit ‚der Rosenkavalier‘ – so sitzen, dass ich mich nicht überlaste?“

Ich saß damals in ‚perfekter‘, über-aufgerichteter Haltung, also im ‚Hohlkreuz‘, und mit einem zu lang ausgezogenen Stachel am Cello. Schmerzen waren vorprogrammiert. Daraus entstand der Bereich: ‚Stehen und Sitzen - die Grundpositionen beim Musizieren‘; ‚Aufrichtung, Bewegung und Ausdruck am Instrument‘.

Es bewegten mich weitere Fragen:

- „Wie gehe ich mit meinem Lampenfieber z.B. bei einem Cello-Solo um?“

- „Wie kann ich großzügig über meine ‚falschen Töne‘ hinwegsehen, oder sie tolerieren?“ Im Verlauf eines längeren Musikwerkes sind sie nahezu unvermeidlich.

- „Ist es ‚zweckmäßig‘, mich bei jedem Fehler und auch bei Fehlern im Orchester zusammenzuziehen?“

Daraus hat sich ‚Entwickeln von Selbstvertrauen, Umgang mit mir selbst, Umgang mit ‚Fehlern‘ entwickelt.

- „Wie erarbeite ich mir in kurzer Zeit ein Werk, das 89 Seiten (im Rosenkavalier) in der Cellostimme umfasst, ohne dabei zu verzweifeln?“ Darauf finde ich bis heute keine wirklich sinnvolle Antwort. Doch dazu gehört das Problem des Übens, nämlich: „Wie erarbeite ich mir sinnvoll eine Musik und lerne bei einem solch monumentalen Orchesterwerk Prioritäten zu setzen: was ist wirklich wichtig zu üben, was aber auch nicht?“ Hier wird es notwendig, sich mit dem eigenen Perfektionismus auseinander zu setzen, zu lernen, großzügig mit sich selbst zu sein.

Nach meiner Orchesterzeit und dem relativen Genesen meines Armes begann 1991 an der Hochschule der Künste Berlin meine Tätigkeit als Assistentin meines ehemaligen Professors, Wolfgang Boettcher. Im Verlaufe dieser Zeit erweiterte ich meine Kenntnisse durch berufsbegleitende Zusatzausbildungen: Dispokinesis¹, Bewegungspädagogik, Gestalttherapie².

2001 wurde dann eine Stelle für Musikphysiologie und Cel-

lomethodik an der Universität der Künste Berlin für mich eingerichtet.

Rudolf: Anders als Deine Kolleg*innen folgst Du bei Deinem Angebot zur Musikphysiologie keiner Methode, wie etwa bei der Feldenkrais- oder Franklin-Methode.

Alexandra: Nein, ich unterrichte keine Methode, es ist ein Zusammenspiel vieler Einflüsse. Einer der wichtigsten ist die Arbeit von Heinrich Jacoby und Elsa Gindler, die ich 2004 im Einführungskurs bei Marianne Haag kennenlernte. Es stellte sich bei mir innerhalb dieser Woche das deutliche Gefühl ein: „Ja, das hat Hand und Fuß, das kann meine ganze Arbeit mit Studierenden auf klare, nachvollziehbare Grundlagen stellen.“ Auf Grundlagen, die von den Funktionen des Organismus ausgehen und nachprüfbar erlebt werden können. Und so blieb es bis heute.

Rudolf: Wie stellt sich Deine Arbeit dar?

Alexandra: Die Studierenden kommen mit den verschiedensten Anliegen, manchmal recht verzweifelt, zu mir: Auftrittsängste, Schmerzen beim Musizieren, freudloses Üben, Sinnlosigkeitsgefühle, Probleme mit der Lehrerin, dem Lehrer...

Da ich selber solche Erfahrungen und Ängste erlebte, kann ich mich gut einfühlen in die Situation der Betroffenen, mitfühlende Empathie entwickeln.

Bevor jedoch eine Art Anamnese, also die Geschichte mit dem Instrument von den Anfängen bis zu den heutigen Schwierigkeiten aufgenommen wird, beginne ich sowohl in der Einzelberatung als auch in den Gruppen jeweils mit dem Still(er) werden und dem Spüren der eigenen momentanen Verfassung. Dazu bitte ich die Studierenden, aufgerichtet, mit der Möglichkeit, gut atmen zu können, zu sitzen, die Augen zugehen zu lassen (falls möglich), die Außenwelt für einige Momente zu verabschieden und nach innen zu spüren: „Wie finde ich mich vor?“

Dazu stelle ich bestimmte Fragen und versuche anzuregen, das, was man vorfindet, etwa Unruhe, flache Atmung, kreisende Gedanken, nicht zu bewerten, sondern nur wahrzunehmen, also nicht in den üblichen Modus: „Ich muss mich verbessern, muss mich korrigieren!“ zu verfallen.

¹ Die Dispokinesis (Wortschöpfung aus: „disponere“ = lat.: „verfügen können über“ und „kinesis“ = griech.: „Bewegung“) ist eine speziell für Musiker*innen und Bühnenkünstler*innen entwickelte Schulungs- und Therapieform nach Gerrit Onne van de Klashorst (holländischer Pianist und Physiotherapeut 1927-2017)

² Die Gestalttherapie ist eine humanistische erfahrungsorientierte und erlebnisaktivierende Psychotherapie. Ihre Begründer sind Fritz Perls, Laura Perls und Paul Goodman. Ziel ist Stimmigkeit und Integration psychischer Prozesse und differenzierende Reifung der Persönlichkeit nach innen und außen.

Musiker*innen sind in besonderem Maße dauernd damit beschäftigt, sich verbessern zu wollen. Sie meinen, so, wie es ist, ist es auf jeden Fall nicht gut genug. Beim Versuch, ruhiger zu werden, können sie erfahren, wie es ist, erst einmal ohne Wertung wahrzunehmen, in welcher Verfassung sie momentan sind. Es geht um ihre innere Befindlichkeit. Das ist für die meisten ganz neu.

„Wahrnehmen, was wir empfinden“ sagt Elsa Gindler, auch wahrnehmen, was wir denken, wahrnehmen, was wir fühlen, ohne es zu bewerten. Ich darf so sein, wie ich bin.

Und wenn es gelingt, sich so zu verhalten, kann es geschehen, dass das Befinden sich ändert, der Schmerz sich löst, die Unruhe abebbt oder mir überhaupt erst einmal klar wird: Ich darf unruhig sein, ich darf Schmerzen haben, ich muss das nicht dauernd unterdrücken und bekämpfen.

Danach findet ein Austausch über diese momentane Befindlichkeit statt. Meist führt das schon zu grundlegenden Fragen und Aufgaben.

Im Einzelunterricht berichten die Studierenden von ihrer persönlichen Geschichte mit ihrem Instrument, wann sie mit dem Musizieren auf dem Instrument begonnen haben, welche Erfahrungen sie im Anfangsunterricht machten, mit den Lehrenden, mit ihren Eltern.

Es ist ein bedeutsamer Unterschied zu Studierenerfordernissen anderer Fachrichtungen, dass sie ihr Instrument meist ‚von Kindesbeinen an‘ spielen und ihre Schwierigkeiten häufig mit frühen Erfahrungen zusammenhängen. Und genau das, was Heinrich Jacoby als eines der größten Hindernisse auf dem Weg zur Entfaltung beschreibt, ist oftmals bei den Studierenden der Musik zu beobachten: Von Kindesbeinen an gestört zu werden beim eigenen ‚Sich etwas Erarbeiten dürfen‘, daher auch kein Selbstvertrauen entwickeln zu können. Kommen sie auch vielleicht in ihrem ‚normalen‘ Leben recht gut und relativ selbstständig zurecht, wenn sie dann ihr Instrument spielen, mutieren sie zu braven, kindlichen Befehlsempfängern, werden starr, einfallslos, und sind nur darum bemüht, keine Fehler zu machen. Üben ist dann auch im Studium oftmals nur eine lästige Pflicht, die man erfüllt, um es einer Autoritätsperson recht zu machen.

Hierbei entstehen Verspannungen, Schmerzen, Blockaden. Das Körperliche ist ja nicht abgetrennt vom Mentalen und Seelischen. Wenn ich nicht aus meinem inneren Anliegen

heraus musiziere, sperrt sich der Körper, oder genauer, er gibt Signale, die auf diese Schwierigkeit hinweisen wollen. Es ist wichtig, diese Signale wahrzunehmen und nicht einfach darüber hinweg zu gehen. Außerdem gilt es, sie zu ‚lesen‘, also übersetzen zu können als Aufforderungen zu Verhaltens- und (inneren sowie äußeren) Handlungsänderungen. In meinem Einzelunterricht folge ich immer dem, was im Moment am deutlichsten als Problem, besser: als Aufgabe zutage tritt.

Zumeist hat das mit einem ‚Festhalten in sich selbst‘ zu tun, einem sich nicht vom Boden (im Stehen), vom Stuhl (im Sitzen) tragen lassen (können). Je gestresster, ängstlicher die Studierenden sind, um so zusammengezogener sind sie. So beginne ich damit, konkrete Übungen zu geben, damit sie aus dem akuten Stresszustand herausfinden und wieder ruhiger und klarer denken und handeln können.

Dazu gehört z.B. das Klopfen des ganzen Körpers, das zu einem deutlich spürbaren Spannungsausgleich in der Muskulatur führen kann, den Bewegungsfluss anregen kann; körpereigene Gewichte, wie etwa das Gewicht der Arme zu spüren; den Gleichgewichtssinn anzuregen, damit es wieder zu mehr Balancieren im Ganzen kommen und der Boden wieder mehr gespürt werden kann. Dieses innerliche Spüren des eigenen Körpers ist entscheidend. Es führt zu mehr Bei-Sich-Sein, zu mehr Wachheit.

Dabei werden manchen Studierenden zum ersten Mal körperlich-mental-psychische Zusammenhänge deutlich. Sie erfahren, dass Körper, Geist und Seele nicht voneinander zu trennen sind und dass ein körperliches Durchlässigerwerden direkte Auswirkung auf ihren Stress- oder Angstpegel und ihre Präsenz im gegenwärtigen Augenblick hat.

Und ja, ich nenne dies Übungen. Gerade durch die klare Vorgabe helfen sie, einen Einstieg ins Spüren, ins Anwesend-Sein zu finden. Sie bilden einen Übergang vom äußerlichen ‚brav tun, was mir gesagt wird‘ ohne innere Beteiligung, zum ‚sich selbst innerlich wahrnehmen‘ im eigenen Tun. Das, was daran ‚geübt‘ wird, ist nicht das perfekte Erfüllen der Vorgabe (z.B. das Klopfen des ganzen Körpers), sondern die Anwesenheit im Moment, das sich Spüren im Tun. Ich fordere dazu auf, diese Übungen regelmäßig in das eigentliche Arbeiten mit dem Instrument zu integrieren als einen zugehörigen Teil. Hier ist also eine Verhaltensänderung gefragt.

Die bisher meist mechanische Routine des Übens verändert sich, wenn Studierende sich entscheiden, ihre Beziehung zu sich selbst und damit ihr ‚Übe-Verhalten‘ ändern zu wollen.

Rudolf: Wie sieht dann die Übertragung des Erlebten ans Instrument aus?

Alexandra: Wenn eine Studierende dann musiziert, geht es in vielen kleinen Schritten darum, sich selbst mehr zu spüren, zu lernen, sich mehr vom Boden tragen zu lassen, durchlässiger zu werden für den Klang und sich mehr und mehr vom Hören führen zu lassen. Kein Voraushören oder Nachhören - was sehr oft bedeutet, dem inneren Kritiker zuzuhören. Nein! Einfach: Hören. Präsent dabei zu sein und sich von dem im Moment Erlebten und Gehörten führen zu lassen. Der Klang gestaltet sich durch das, was ich ausdrücken möchte, durch den Gehalt der Musik.

Heinrich Jacoby weist in seinem Musikkurs³ mehrfach darauf hin, wie durch das Erleben eines Musik-Gehaltes und der musikalischen Energie Bewegung entstehen kann, die dann alles Musizieren leitet oder führt, also sowohl das Gemüt als auch die Motorik zur Ausführung der Musik bewegt. Er sagt, dass es in allem Unterrichten und Lehren unendlich viel leichter wäre, wenn man von Anfang an sicherstellen würde, dass das Bewegtsein von einem Geschehen erlebt wird, so dass dieses Bewegtsein die Führung übernimmt. Sich Bewegen und Klang sind zwei Seiten einer einzigen Medaille. Werden beim Musizieren meine Bewegungen freier, so wird auch mein Klang freier. Er wird Resonanz-reicher, Oberton-reicher. Ebenso wirkt es, wenn mein Klang freier, Resonanz-reicher sich entfaltet. Dann werden meine Bewegungen leichter, fließender.

Dieses Bewegt- und Beseelt-Werden durch Musik und damit das Freier-Werden des Klangs und des Menschen bringt immer wieder beglückende ‚Aha-Erlebnisse‘. So z.B. bei einer Studentin, die, bisher unter enormem Leistungsdruck verbunden mit heftigen Schmerzen, nach einer unserer Stunden unser Gespräch und auch ihr Spiel mit den Worten zusammenfasste: „Das klingt nach Hoffnung!“

Im Mainstream der modernen Musikwelt ist diese Art des Musizierens eher selten. So braucht es viel Selbständigkeit und Mut, um den jeweils eigenen Weg zu finden, herauszu-



finden, was das eigene innerste Anliegen beim Musizieren ist und diesem dann auch zu folgen. Doch nur so bleibt meiner Ansicht nach der Sinn und die Freude beim eigenen Musizieren erhalten.

³ Heinrich Jacoby (2003): Musik: Gespräche–Versuche 1953-1954. Dokumente eines Musikkurses. Sophie Ludwig, Rudolf Weber, Hamburg

Nachrichten

Gremien der Stiftung

Im Beirat sind Katharina Doe-Voigt (Vorsitzende), Marianne Haag (Stellvertretende Vorsitzende) und Anna Koim. Alexandra Müller hat ihr Amt niedergelegt. Vorstandsmitglieder sind Birgit Rohloff (Vorsitzende), Carola Portenlänger (Stellvertretende Vorsitzende), Martin Hoppe und Wolfgang von Arps-Aubert.

Ehrenamtliche Mitarbeit

Ohne ehrenamtliche Unterstützung könnte die Stiftung mancher Aufgabe nur schwer nachkommen. Wir danken allen Helfer*innen sehr herzlich für die Zeit, die sie dafür aufbringen und ihr Können, das sie durch ihre Tätigkeiten zur Verfügung stellen. Es sind unzählige Stunden, die die Buchhaltung beansprucht. Auch die Hilfe bei Archivierungsarbeiten, Gartenpflege und Aktualisierungen der Webseite ist aufwendig. Im letzten Jahr wurden zudem einige schon stark angegriffene Bibliotheksbücher unentgeltlich sehr schön restauriert. Danke!

Dieser Rundbrief wurde wieder ehrenamtlich erstellt.

Finanzen

Vielen Dank für die Spenden, die die Stiftung in den letzten Monaten bekommen hat. Wir schätzen die finanzielle Unterstützung besonders in dieser schwierigen Zeit sehr und sind froh und dankbar, dass wir bislang manch wichtiger Aufgabe dadurch nachkommen konnten. Die Rundbriefe und andere Veröffentlichungen wären ohne diese Zuwendungen nur schwer zu realisieren gewesen. Wir sind froh, dass die Arbeit der Stiftung für Sie unterstützenswert ist und wir Ihnen weiterhin von den



Erkenntnissen von Heinrich Jacoby und Elsa Gindler berichten können.

Neue Reihe: „Lesungen hören“

Neben einigen Arbeitswochen mussten wir in den letzten Monaten auch manche Veranstaltung durch die Pandemie bedingten Maßnahmen absagen.

Aber auf der Webseite unter ‚Veranstaltungen‘ laden wir Sie nun zu einer neuen Reihe ein. In jeweils dreimonatigen Abständen stellen wir die Tonaufzeichnung einer früheren Lesung in der Stiftung ein. Wir informieren Sie dazu jeweils rechtzeitig per E-Mail.

Viel Freude damit! Lassen Sie sich Zeit zum Hören und vielleicht hören Sie sie auch ein zweites Mal?!

Veranstaltungen

Wir hoffen sehr, dass die Veranstaltungen in diesem Jahr ab Mai wieder stattfinden können. Das Programm finden Sie auf unserer Webseite: www.jgstiftung.de. Erstmals laden wir Sie im November zu einem Gespräch zu diesem Rundbrief ein.

Bücher



Der Vertrieb aller hier aufgeführten Publikationen läuft über die Stiftung.

■ **Heinrich Jacoby - Jenseits von ‚Begabt‘ und ‚Unbegabt‘ - Zweckmäßige Fragestellung und zweckmäßiges Verhalten – Schlüssel für die Entfaltung des Menschen,**

Einführungskurs 1945. Hg. Sophie Ludwig 1980. 7. Erw. Neuauflage mit Register. Hamburg 2011.

ISBN 978-3-9-39969-02-0 € 25

■ **Heinrich Jacoby - Beyond ‚Gifted‘ and ‚Ungifted‘.**

Englische Übersetzung, 2019

Softcover € 22

Hardcover € 35

■ **Heinrich Jacoby - Doué? Pas doué?**

Französische Übersetzung 2019, DIN A4 € 35

■ **Heinrich Jacoby - Jenseits von ‚Musikalisch‘ und ‚Unmusikalisch‘ - Die Befreiung der schöpferischen Kräfte dargestellt am Beispiele der Musik**

Hg. Sophie Ludwig, 1984, erw. 2018, Books on Demand (BoD), Hardcover

ISBN 978-3-752-88672-6 € 22

■ **Heinrich Jacoby - Erziehen Unterrichten Erarbeiten - Aus den Kursen in Zürich 1954/1955**

Hg. Sophie Ludwig 1989, durchges. 2017, BoD, Hardcover ISBN 978-3-743-17468-9 € 22

■ **Heinrich Jacoby - Musik: Gespräche – Versuche. 1953-1954 - Dokumente eines Musikkurses**

Hg. Sophie Ludwig 1986, Rudolf Weber 2003, erw. u. CD, Broschur

ISBN 3-7672-1413-x SONDERPREIS € 10

■ **Elsa Gindler - Von ihrem Leben und Wirken. „Wahrnehmen was wir empfinden“**

Textauswahl und Darstellung von Sophie Ludwig. Bearbeitung Marianne Haag. 2002.

2. Auflage 2015. BoD, Paperback

ISBN 978-3734795565 € 19,50

SCHRIFTENREIHE DER STIFTUNG:

■ **Elsa Gindler - Sind wir erreichbar?**

Aus ihren Ferienarbeitsgemeinschaften 1958-1960. Hg. Marianne Haag, 2019, CD, (Schriftenreihe 6), Softcover ISBN 978-3-9816474-7-1 € 35

■ **Elsa Gindler - Neue Aufgaben der Körpererziehung „...lauschen, wie die Bewegung verlaufen will.“**

Hg. Marianne Haag, 2015, CD, (Schriftenreihe 5), Softcover ISBN 978-3-9816474-4-0 € 27

■ **Rudolf Weber - Die Entfaltung des Menschen. Arbeit und Bestreben Heinrich Jacobys vor dem Hintergrund seiner Biografie**

2010, (Schriftenreihe 4), „Broschur ISBN 978-3-00-030014-1 € 25

■ **Marianne Haag, Birgit Rohloff - Arbeiten bei Elsa Gindler.**

Notizen Elsa Gindlers und Berichte einer Teilnehmerin 2006, (Schriftenreihe 2/3), Broschur ISBN 3-00-019867-9 € 25

■ **Norbert Klinkenberg - Moshé Feldenkrais und Heinrich Jacoby. Eine Begegnung**

2002, (Schriftenreihe 1), Broschur ISBN 3-00-009762-7 € 14

AUSSTELLUNGSMAPPEN:

■ **Aus dem Erleben des Widerstandes erwächst die Kraft.**

Elsa Gindler (1885-1961) 15 Bildtafeln, ergänzende Texte, 2014 € 20

■ **Heinrich Jacoby (1889-1964) –**

anlässlich seines 120. Geburtstages 14 Bildtafeln, ergänzende Texte, CD, 2015 € 20

Impressum:

Rundbrief der Heinrich Jacoby - Elsa Gindler - Stiftung
Im Auftrag des Vorstandes herausgegeben von Marianne Haag,
Carola Portenlänger, Birgit Rohloff, Katharina Doe-Voigt, Rudolf Weber
Gestaltung: Harald Rautenberg, Berlin | VisdP: Birgit Rohloff

Nachweise der Abbildungen:

Alle Fotos aus dem Archiv, außer: S.5 (Foto von Carola Portenlänger),
S. 32 (Foto von Alexandra Müller)



Heinrich Jacoby - Elsa Gindler - Stiftung

Gemeinnützige Stiftung

Teplitzer Straße 9 | 14193 Berlin-Grünwald

Tel. 030-89 72 96 05

info@jgstiftung.de | www.jgstiftung.de

Bankverbindung: IBAN DE85 1005 0000 0720 0090 57

BIC BELADEBE